

N 3412 F

REGNUM

Internationale Vierteljahresschrift der Schönstattbewegung

Aus dem Inhalt:

Pater J. Kentenich
Schönstatt und das neue
Kirchenbild

E. Monnerjahn
Zur Theologie des Hl. Geistes
bei Pater Kentenich

H. M. Czarkowski
Schönstatt als Gegenstand
wissenschaftlicher Reflexion

Die Erklärung der Glaubens-
kongregation über die Zulassung
der Frau zum Priesteramt

Buchbesprechungen

12. Jahrgang

Heft 2

April 1977

Inhalt:

Pater J. Kentenich Schönstatt und das neue Kirchenbild	51
E. Monnerjahn Zur Theologie des Hl. Geistes bei Pater Kentenich	59
H. M. Czarkowski Schönstatt als Gegenstand wissenschaftlicher Reflexion	75
Die Erklärung der Glaubens- kongregation über die Zulassung der Frau zum Priesteramt	88
Buchbesprechungen	93

REGNUM · Internationale Vierteljahresschrift der Schönstattbewegung

Schriftleitung: Dr. Engelbert Monnerjahn
Anschrift der Schriftleitung: 5414 Vallendar-Schönstatt, Postfach 120

Verlag: Patris Verlag, 5414 Vallendar-Schönstatt, Postfach 120

Herstellung: Neuwieder Verlagsgesellschaft, Neuwied

Bestellungen und geschäftliche Mitteilungen sind an den Verlag, Manuskripte und Anregungen an die Schriftleitung zu richten. Unverlangt zur Besprechung eingesandte Bücher werden u. U. nur kurz angezeigt.

Erscheint vierteljährlich. Preis des Abonnements DM 16,- zzgl. Porto, in der Schweiz Sfr. 17,80 zzgl. Porto. Preis des Einzelheftes DM 4,50.

Beilagenhinweis: Dieser Nummer liegt die Jahresrechnung für 1977 bei.

„Der Vater selbst liebt euch“

Die Theologie unserer Tage hat sich seit einiger Zeit mit besonderem Nachdruck der Neuentdeckung des Menschen Jesus von Nazareth zugewandt, um seine Bedeutung für den Menschen von heute und für drängende Grundfragen der Gegenwart herauszuarbeiten. Erinnerung sei an Hans Küngs „Christ sein“. Danach ist Jesus vor allem der große „Maß-Gebende“ für den Bereich des Humanen, der maßgebliche Mensch schlechthin.

Wie bedeutsam der Blick auf das Vorbild Jesu zur Lösung und Meisterung heutiger Grundprobleme in der Tat ist, kann an zwei Phänomenen rasch verdeutlicht werden: an der beschleunigten Vermehrung der Weltbevölkerung und an der Tabuisierung des Todes.

Wir wissen, wie rasant die Weltbevölkerung seit zweihundert Jahren wächst. Um das Jahr 1800 zählte sie etwa 900 Millionen Menschen. Im Jahre 1900 waren es bereits 1,6 Milliarden. Im Jahre 2000 werden, wenn die Entwicklung so weitergeht, mehr als 6 Milliarden Menschen die Erde bewohnen (vgl. Regnum, Oktober 1974, S. 187 ff.). Diese Verdichtung der Masse Mensch führt Probleme herauf, die heute noch kaum hinreichend erfaßt werden. Eines der größten wird das Verhältnis von Mensch zu Mensch sein. Wie werden die Menschen miteinander auskommen, wenn sie einander immer näher, schließlich sogar unerträglich nahe rücken? Wird das „Homo homini lupus“, das Gesetz des Dschungels, zur Herrschaft kommen? Wird, um ein Zusammenleben zu ermöglichen, eine Welt-diktatur errichtet werden müssen? Oder wird man an Jesus von Nazareth Maß nehmen, an seinem Wort, an seinem Beispiel: „Liebet einander, wie ich euch geliebt habe“ (Joh 13,34). „Wenn ich, der Herr und Meister, euch die Füße gewaschen habe, dann müßt auch ihr einander die Füße waschen“ (Joh 13,14). Eines ist klar: Die vielpropagierte Ko-Existenz reicht nicht mehr aus; es muß zur Pro-Existenz (Ratzinger) der Menschen für einander kommen, wie Jesus sie vorgelebt hat.

Die Tabuisierung des Todes, das Totschweigen der Todeswirklichkeit, gehört zu den bezeichnendsten Vorgängen in der heutigen abendländischen Zivilisation. Je mehr indes die Tatsache des Sterbenmüssens ausgeklammert, in rastloser Arbeit oder in pausenlosem Vergnügen verdrängt wird, desto unheimlicher bohrt sich das Gefühl der Vergänglichkeit in den Menschen hinein und wird zu einem Schmerz, der immer mehr Menschen zur Verzweiflung treibt. Auch hier ist keine Hilfe in Sicht, wenn man nicht wieder vertrauensvoll auf Jesus (und seine Mutter!) schauen lernt, um zu erkennen, daß der Tod nicht als Abbruch und Ende gefürchtet werden muß, sondern als Möglichkeit fruchtbaren Opfers, als Vollen-

dung und als Durchgang zu einer erneuerten, erhöhten Existenz angenommen werden kann.

Doch wie gerade das Leiden am Tod offenbar macht, genügt es nicht, dem modernen Menschen in Jesus das absolute Maß und Muster gelebter Humanität vor Augen zu bringen. Jesus muß auch wieder enthüllt und gesehen werden als der Gesandte des Vaters, als die lebendige menschengewordene Botschaft der Liebe des Vaters.

Paul Tillich hat unter den Theologen unserer Zeit wohl am prägnantesten ausgesagt, was dem Menschen der Gegenwart am meisten nottut, was ihm aber, zu seinem Unglück, am wenigsten gelingt: Sich als bejaht zu bejahen. Es geht seit langem schon ein unheimlicher Nihilismus durch unsere Zeit. Immer weniger Menschen finden das Leben, aufs Ganze gesehen, lebenswert. Die Hamletfrage, was wohl vorzuziehen sei, Sein oder Nichtsein, ist für erschrecklich viele Zeitgenossen entschieden: Nichtsein ist besser als Sein. In dieser Position fundamentaler Lebensverneinung ist einer der tiefsten Gründe für die Feindschaft gegen das werdende Leben und die Legalisierung der Abtreibung durch den modernen Staat zu sehen. Und Paul VI. hat die wesentlichen Zusammenhänge zwischen der Bejahung des Lebens und der Sicherung des Friedens erkannt, wenn er zum diesjährigen Weltfriedenstag die Losung ausgab: „Willst du den Frieden, dann verteidige das Leben!“ Der nicht mehr zur Verteidigung des Lebens bereite, der das Leben verneinende Mensch ist die größte Gefahr unserer Zeit.

Der Mensch vermag sich selbst und sein Leben offenbar nur zu bejahen und bejahend anzunehmen, wenn und solange er sich im Glauben als von Gott bejaht und angenommen erfährt. Niemand aber kann uns über das Ja Gottes zu uns vergewissern außer Jesus Christus. In ihm ist, wie Paulus schreibt, das Ja Gottes Wirklichkeit geworden (vgl. 2 Kor 1,20). Das gilt vor allem von dem Jesus des Pascha-Geschehens, von seinem Leiden und Sterben, seiner Auferstehung und Himmelfahrt. Hierin bekundet sich nicht nur beispielhaftes Menschentum; hierin bekundet sich – und das ist entscheidend mehr und entscheidend wichtiger – Gottes Einstellung, Gottes rettende Liebe zu uns Menschen.

Zu den tiefstinnigsten religiösen Darstellungen früherer Jahrhunderte gehört der „Gnadenstuhl“. Albrecht Dürer z.B. hat ihn zum Zentralmotiv seines berühmten Allerheiligenbildes von 1511 genommen: Wir sehen den Vater, der in seinen Händen das Kreuz mit dem sterbenden Sohn hält, beide überschwebt vom Heiligen Geist.

So gilt es Christus wieder zu sehen, und so muß er wieder gepredigt werden: Als derjenige, der nicht nur für sich selbst und eine beispielhafte Menschlichkeit steht,

sondern als der Sohn und Gesandte des Vaters, der in seiner totbereiten Liebe bezeugt: „Der Vater selbst liebt euch“ (Joh 16,17).

Es ist wahr: Gott bleibt für uns Menschen ein unergründliches Geheimnis; nicht nur, wie Anselm von Canterbury sagt, derjenige, der größer nicht gedacht werden kann, sondern größer als alles, was wir zu denken vermögen. Von uns aus könnten wir nicht wagen, ihn als Vater anzusprechen. Nun aber hat er selber sich uns in Jesus Christus als der Vater geoffenbart, und Tertullian hat Recht, wenn er formuliert: „Nemo tam pater“, niemand ist so sehr Vater wie er. Das bedeutet: Gottes Vaterschaft und Vaterliebe ist die letzte, alles umfassende Wahrheit hinter den Verworrenheiten, Schmerzen und Undurchdringlichkeiten menschlicher Existenz. Gott ist auch dann noch Vater, wenn alles in unserem Leben dagegen zu sprechen scheint.

Schönstatt und das neue Kirchenbild (II)

Texte von Pater Jos. Kentenich

Die größte Not, die viele ehrlich suchende Christen in dieser verworrenen nachkonziliaren Situation empfinden, ist *die Unsicherheit*: wem kann man glauben – was ist richtig an den einzelnen Argumenten – wohin geht es im Ganzen der Auseinandersetzungen innerhalb der Kirche und zwischen der Kirche und den zukunftsweisenden Kräften im gesellschaftlichen und politischen Leben unserer Zeit. In diese seelische Lage hinein spricht Pater Kentenich in dem hier vorliegenden Text. Vor aller Antwort auf Einzelfragen versucht er, mit Klarheit und Festigkeit *einen Standpunkt* zu zeichnen. Wer einen festen Standpunkt hat, weiß vielleicht nicht zu jeder auftauchenden Frage sofort eine befreiende Antwort. Aber er wird dadurch nicht unsicher und verwirrt, er hat die Freiheit, in Ruhe eine solche Lösung zu suchen, auch experimentelle Lösungen abzuwarten, ob sie sich im Leben bewähren, ob sie mit der Grundausrichtung vereinbar sind, die er mit seinem Standpunkt eingeschlagen hat. Pater Kentenichs Standpunkt ist klar und eindeutig: das Konzil ist im Tiefsten ein Werk des Heiligen Geistes. Die Grundausrichtung des Konzils ist der neue Weg, den die Kirche einschlagen soll auf ihrem Pilgerweg des Glaubens an das neue Zeiteufer.

Die Glaubwürdigkeit Pater Kentenichs ist zutiefst die des Gottesmannes: in einer über fünfzigjährigen Heiligen Geschichte hat ihn Gottes Heiliger Geist auf Wegen geführt, die ihn im Konzil und seiner Grundausrichtung erkennen ließen, daß hier dieser selbe Geist Gottes wirksam gewesen ist.

Von diesem unerschütterlichen Standpunkt aus nimmt er mit großem Realismus alle *Begleiterscheinungen und Folgen des Konzils* in der Kirche wahr, die uns heute das Leben so schwer machen. Er deutet sie als „Geburtswehen“ einer von Gott intendierten „Neugeburt“ der Kirche zu einer neuen Gestalt. Er hat in diesem Zusammenhang einmal sogar gesagt, daß man mit einem Zeitraum von etwa fünfzig Jahren rechnen müsse, in dem die negativen Begleiterscheinungen des Konzils größer seien als die zunächst spürbaren positiven. Aber das alles hielt ihn nicht davon ab, an der gläubigen Zukunftsvision einer neuen, von Gottes Heiligem Geist geführten Kirche festzuhalten, der er mit seiner Gründung dienen wollte, die er wesentlich mit heraufführen helfen wollte. Dabei versuchte er, mit Hellsichtigkeit und pädagogischer Griffsicherheit das Berechtigte in allen Strömungen und Tendenzen zu erkennen, alles Unausgereifte oder Fehlgeleitete auszuschalten. Durch seine Familie möchte er in diesen umfassenden Lebensvorgang der grundlegenden Erneuerung der Kirche auch heute und für die Zukunft eingreifen.

Der vorliegende Text stammt aus Ansprachen an Priester. Er ist aus mehreren Ansprachen zusammengestellt und an einigen Stellen sprachlich leicht geglättet. Der Charakter eines freien Vortrages ist aber immer erhalten geblieben. Die Ansprachen wurden einige Monate vor seinem Tod, im Februar 1968 in Schönstatt gehalten.

G. Boll

„Was uns in diesen Tagen besonders beschäftigt, können wir wohl am leichtesten, am sinngemäßeften wiedergeben durch das Schlüsselwort ‚Anpassung‘: *Anpassung an den Geist des Konzils*, Anpassung deswegen auch an die nachkonziliare Sendung der Kirche. Was das voraussetzt? Die große Tatsache, daß das Konzil einen ungeheueren Einschnitt bedeutet in die gesamte Geschichte der Kirche und auch der Welt, einen Einschnitt in einem Ausmaße, daß wir gestehen müssen: Die Erschütterungen, die wir allerorten wahrnehmen, sind zurückzuführen auf diesen tiefen Einschnitt, der durch das Konzil gegeben ist.

Da steht zunächst vor uns, daß das Konzil Welt und Kirche ungeheuer viele, gewagte *Versprechungen* gemacht hat. Wir haben das ja alles mitgemacht, wissen deswegen um die einzelnen Lebensvorgänge. Daß das Konzil diese Versprechen gemacht, wissen wir. Wir brauchen uns nur zu erinnern an die Einstellung in der Gesamtkirche. Was man nie für möglich gehalten, was in diesem Ausmaße im Raume der Kirche auch nie Wirklichkeit geworden, steht nunmehr vor uns als eine beglückende Tatsache. Was im Hintergrund im Kopf und Herz vieler in der Kirche sich festgesetzt, aber immer verschwiegen wurde aus einer gewissen Angst und Not, das ist nunmehr offiziell und öffentlich auf- und durchgebrochen und hat das ganze Konzil beseelt. Deswegen auch ungemein viele Versprechen, tiefgreifende, tiefgehende Versprechen.

Was hat man denn nun erwartet, was sollte das Konzil denn nun eigentlich bringen? Eine neue, eine erneuerte Kirche. Wir wissen, wie die ganze Welt aufgehört, wir wissen, welche Stellung und Aufnahme der Konzilspapst Johannes XXIII. gefunden: Der Liebling ist er geworden, nicht nur im Raume der Kirche, sondern auch im Raum der ganzen Welt.

Was hat denn das Konzil im einzelnen versprochen? Wir haben bereits sagen dürfen: eine durch und durch *erneuerte Kirche* –

eine brüderliche Kirche,
eine arme Kirche,
eine demütige Kirche,
eine so ganz und gar vom jenseitigen, übernatürlichen Geiste durchdrungene Kirche,
eine weltdurchdringende und weltüberwindende Kirche.

Damit haben wir Ausdrücke, die an sich randvoll gefüllt sind.

1. *Eine brüderliche Kirche.* Alle Eigenschaften, die wir jetzt aneinandergereiht, sind das totale Gegenstück zu dem, wie die Kirche sich bis jetzt aufgefaßt hat. Eine brüderliche Kirche! Wie sah die Kirche vorher aus? Eine durch und durch autoritäre Kirche. Und nunmehr – wir wissen es ja von Johannes XXIII., wie er sich aufgefaßt hat als der Mitbruder von allen. Er wollte Bruder sein, damit auch die Kirche eine brüderliche Kirche würde.

Wenn wir später so oft gehört den Ausdruck Partnerschaft, dann wissen wir, wie kritisch wir in unserem Raume das Wort gedeutet.“ (Anm.: Im Silverstervortrag 1965 sagte P. Kentenich dazu: „Ich habe dem Bischof versprochen, wir wollten dafür sorgen, daß die Diözese im Sinne der Kirche wahrhaft und wahrhaftig eine Familie würde. Das ist eine große Aufgabe, die wir nun mitlösen zu helfen haben überall in den Diözesen, wo wir sind. Aber eine Familie ist nicht denkbar ohne einen Paterfamilias. Damit der Protest gegen die moderne Auffassung, zumal in der jungen Generation. Heute kennt man nur Partnerschaft oder Brüderschaft oder Schwesternschaft. Demgegenüber halten wir fest, nüchtern, klar und bestimmt: es gibt keine Brüder- und Schwesternschaft ohne Vaterschaft!“)

„Wenn wir aber einmal Abstand nehmen von unserem eigenen Denken, von der Art, wie wir statt Partnerschaft ‚Paterschaft‘ gesagt, und wie wir in dem Ausdruck der Paternitas all das haben mitklingen hören und mitaussagen wollten und ausgesagt haben, was unter Partnerschaft zu verstehen ist – wenn wir das alles einmal weglassen, uns hineinversenken in das Empfinden der Gesamtkirche, dann bedeutet das Wort Partnerschaft ungemein viel, bedeutet einen Bruch mit der diktatorischen Leitung. Stattdessen ein brüderliches Zusammensein, Zusammenwirken des Gottesvolkes insgesamt.

2. Dann zweitens ist uns versprochen worden, die Kirche sollte mehr und mehr *eine arme Kirche* werden, eine Kirche, die für sich die Armut liebt, die mehr und mehr Abschied nimmt von dem gebräuchlichen Pomp. Aber auch eine Kirche, die eine Freundin der Armen ist und nicht ständig bettelt beim Staat um Wohlwollen und Wohlgefallen.

3. Dann drittens: es sollte eine Kirche sein und werden, die *durch und durch vom Heiligen Geist regiert wird*, also eine Kirche, die sich nicht so sehr verläßt auf den Schutz des Staates oder auf eigene Gesetze und Sicherungen. Nicht, als ob das alles auf der ganzen Linie beseitigt werden sollte, aber das sollte nun erst in zweiter Linie in Frage kommen. Im Mittelpunkt eine Kirche, die vom Heiligen Geist regiert wird, die sich vorbehaltlos dem Geiste Christi, dem Heiligen Geiste aussetzt.

Lassen Sie mich hier schon darauf aufmerksam machen, daß wir damit einen Punkt berühren, der in der ganzen Schönstätter Familiengeschichte ungemein

stark im Vordergrund gestanden. Einbruch des Göttlichen! Vergessen Sie bitte nicht, daß das das größte Versprechen war, das vom Konzil der Kirche und der Welt gegeben wurde: Vertrauen auf den Einbruch des Göttlichen in den Raum der Kirche. Stehen in göttlichem Lichte, nicht im menschlichen Lichte! Also starkes Zurückdrängen alles Menschlichen, alles Irdischen, auch aller Hilfen vonseiten des Staates. Letzten Endes: Stehen in göttlichem Lichte, in der göttlichen Zuversicht, in der göttlichen Kraft, in der göttlichen Sicherheit! Vergessen Sie bitte nicht, wie stark das Versprechen nach der Richtung war, das Johannes XXIII. durch das Konzil der Kirche und der Welt gegeben hat. Wir dürfen sogar gestehen, wenn wir noch einmal rückschauend auf uns wirken lassen, was geworden, wenn wir uns erinnern an so manche Situationen während des Konzils – ich meine, Sie müßten dankbar gestehen, daß es Zeiten, Situationen gab, wo man wirklich konstatieren mußte: Der Pfingstsaal hat sich erneuert! Der Heilige Geist ist herabgekommen auf das Konzil und durch das Konzil auf der ganzen Linie auf die neue oder zu erneuernde Kirche.

4. Weiter: *eine demütige Kirche!* Eine demütige Kirche, die sich selber als schuldig bekennt und den Mut hat, um Verzeihung zu bitten. Eine ganz andere Kirche also, als man sie vorher kennengelernt hat. Wir denken an den jetzt regierenden Heiligen Vater, wie es einer seiner bedeutungsvollsten Akte gewesen ist, auch die anderen Religionsbekenntnisse um Verzeihung zu bitten ob all dessen, was die katholische Kirche im Laufe der Jahrhunderte ihnen angetan.

Das sind alles große Versprechungen, die gemacht worden sind. Lassen Sie mich aber wiederholen: das Wichtigste, die Wirksamkeit des Heiligen Geistes im Raume der Kirche – ich muß das immer immer wiederholen: das ist das Zentrale. Was in Schönstatt geworden, ist nunmehr auch in der Kirche für die ganze Kirche versprochen worden, das Stehen unter dem Zepter der jenseitigen, der göttlichen Mächte.

5. Endlich: *dynamischer Charakter* im neuen Kirchenbild. Von diesem Dynamismus haben wir schon ausführlich gesprochen. Wir haben hervorheben dürfen: wenn schon die Kirche dastehen soll wie ein Fels, dann muß der Fels aber nunmehr in Bewegung gesetzt werden. Viel klassischer, viel adäquater wird heute das andere Bild heranzuziehen sein: die Kirche als Schiff inmitten des Sturmes auf dem Meere, und dieses Schiff durchfurcht den ganzen Ozean, die ganze Welt, um überall Menschen aufzunehmen.

Was klingt hier ungemein stark mit? Der Gedanke, den wir uns auch alle einprägen sollten: Volksstimmen, Zeitstimmen sind Gottesstimmen! Die Zeit schreit heute nach dem lebendigen Gott. Was will deswegen der liebe Gott von uns, was will er von der Kirche? Ich meine, wir dürften wagen zu sagen: was er von

Schönstatt gewollt und was Schönstatt von Anfang an auch seinerseits gewollt, wollte Gott nunmehr durch das Konzil für die gesamte Kirche. Was heißt das: Geht hinaus in alle Welt – Dynamismus auf der ganzen Linie.

6. Und endlich ein Letztes: Nicht Weltflucht – aber auch nicht Weltsucht –, nicht einmal bloß Weltüberwindung, sondern *Weltdurchdringung der Kirche*. Die Kirche soll die ganze Welt durchdringen, die Kirche soll die Seele der Welt werden.

Wie hat nun aber die nachkonziliare Kirche die Versprechen verwirklicht?
Antwort: Die heutige Situation im Raume der Kirche ist, so meine ich sagen zu dürfen, auf der ganzen Linie eine ungeheuer große *Enttäuschung*. Weshalb Enttäuschung? Nicht selten wirft man das große Durcheinander, das gegenwärtig in der Kirche herrscht, letzten Endes dem Konzil vor – das Konzil sei Ursache für Mißgriffe ungezählt vieler Art. Man weiß dann auch hinzuweisen auf soviel Mißgeburt, auf soviel Krankhaftes, was sich heute allerorten im Gesamttraum der Kirche dokumentiert. Deswegen Enttäuschung: anstatt erneuerte Kirche – mehr und mehr versumpfte Kirche, statt erneuerte Kirche – mehr und mehr verworrene Kirche, statt beruhigter Kirche – mehr und mehr ein Durcheinander, wie es, so vermeint man wohl sagen zu dürfen, in der Kirche kaum je in diesem Ausmaße gewesen ist.

Nun sind Behauptungen dieser Art ja sehr schwer zu beweisen. Aber immerhin – was hier mitklingt? Eine große Enttäuschung, und mit dieser Enttäuschung auf der ganzen Linie ein erschreckender *Pessimismus*. Man erwartet ja sogar ein Schisma, man erwartet, daß das Leibtuch des Herrn mehr und mehr zerrissen wird.

Was müssen wir demgegenüber uns vergegenwärtigen? Wir tun das nicht nur belehrt durch all das, was wir in Schönstatt und durch Schönstatt uns haben schenken lassen, sondern auch, insofern wir gläubige Katholiken schlechthin sind. Wie sind denn all diese Enttäuschungen und diese Mißgriffe zu erklären?

Ich meine, für uns müßte die Antwort gelten: Wo es sich dreht um solch gewaltige Einschnitte in das Leben der Kirche, da müssen derartige Erschütterungen erwartet werden. Diese Erschütterungen – und sie sind wahrhaftig nicht gering! – müssen wir auffassen als eine notwendige oder doch sehr verständliche Folge und Folgerung aus dem tiefen Einschnitt, den das Konzil wagt hinein in das letzte und tiefste Lebensgefüge der eigenen Kirche. Gemessen an dem gesamten Leben der Kirche, gemessen an der Vergangenheit der Kirche, sind das alles so tiefe Einschnitte, die durch das Konzil verursacht sind, daß wir schier sagen müssen: es handelt sich hier um eine *Neugeburt*. Und das bringt einfach not-

dig Geburtswehen mit sich. Denken Sie einmal an den „Koloß“ der Kirche! Denken Sie einmal an die vielen Millionen, die sich als Kinder der Kirche bekennen! Wenn ein solcher „Koloß“ neugeboren werden soll – und das soll halt geschehen –, dann gibt es Geburtswehen auf Geburtswehen.

Alles in allem: mich dünkt, wir sollten uns darauf einstellen, all das, was wir als Mißwachs zu verzeichnen haben, aufzufassen als eine selbstverständliche Folge und Folgerung dessen, was der liebe Gott durch das Konzil will. Fast meinen wir, wir hätten ein Recht zu sagen: wir vermögen uns noch zu wundern, daß es nicht noch schlimmer ist. Freilich: ich muß immer bitten, den Hintergrund nicht zu übersehen, die urgewaltige Macht, die hier in Bewegung gesetzt werden soll, um die Kirche aus einer schlafenden Kirche zu wecken und hineinzuführen in eine ungemein starke Wachsamkeit, hineinzuführen in eine schöpferische Kraft, um die heutige Zeit tiefer und tiefer hineinzuführen in die Christusgestalt.

Wir müssen deswegen auch verstehen, daß da und dort im Raume der Kirche Glieder und Gliederungen wach werden, die an sich ihre Sendung darin sehen, alles abzuschütteln, alles oder doch zum größten Teil, was das Konzil Neues gebracht. Sie erblicken ihre Sendung darin, das alte Kirchenbild wieder hineinzu retten in die neue Zeit, sich also zu wehren gegen das neue Kirchenbild.

Es gibt natürlich auch eine andere Strömung im Raume der Kirche, die unerbittlich festhält: Was das Konzil uns gebracht, müssen wir unter allen Umständen durchführen, und wenn es noch so viele Opfer kostet und noch so viele Enttäuschungen gibt. Nun müssen wir allerdings hier, so dünkt mich, unterscheiden: es gibt ‚große‘ Konzilstheologen und es gibt ‚kleine‘ Konzilstheologen. Die großen Konzilstheologen gehen ruhig ihres Weges, die kleinen nesteln überall herum, wissen an allem zu kritisieren, aber was sie uns vorlegen, sind keine in sich geschlossenen Linien.

Auf welche Seite wollen wir uns denn nun stellen? Das ist an sich selbstverständlich. Wir können unsere Zustimmung von vornherein dem Konzil geben, zunächst weil wir durch und durch katholisch sind, dann weil wir Schönstätter sind. Was das besagt? Weil der Geist des Konzils unser Geist ist, weil die nachkonziliare Sendung der Kirche von Anfang an die vorkonziliare Sendung unserer Familie gewesen ist.

Sie spüren, um was es jetzt geht – nicht einmal so sehr um bestimmte einzelne Punkte, sondern um Grundeinstellungen. Was daraus folgt für uns: *ein ruhiger, klarer Standpunkt.*

Von diesem Standpunkte aus können wir uns den auftauchenden Fragen stellen. Sie kennen das Wort: ‚Herkules am Scheideweg‘. Wie sieht der Scheideweg aus, vor dem die heutige Kirche steht? Eigentlich habe ich das zur Genüge schon sagen dürfen. Wir müssen uns trennen vom bisherigen Wege, den die Kirche jahrhundertlang eingeschlagen hat – und das ist wahrhaftig keine Leichtigkeit. Wie sehen denn an sich nun die Neuerungen aus, die die heutige Kirche als charakteristische Merkmale erstrebt? Ich muß wohl zunächst die Antwort geben: in vielen Dingen ungemein stark unterschiedlich von den charakteristischen Zügen, die das Antlitz der Kirche bisher geprägt. Wir wissen natürlich, wenn wir solche Behauptungen aufstellen, daß sie immer *cum grano salis* zu verstehen sind (mit Bedacht). Praktisch heißt das: es ist nicht so, als wenn diese neue Zeit der Kirche nicht bereits eingebettet gewesen wäre in der alten. Wir wissen selbstverständlich, wenn wir an die Geschichte der Kirche denken: was morgen am Werden, ist gestern und vorgestern schon vorbereitet. Traditionsgebunden müssen wir immer bleiben.

Wie sieht denn nun das neue Antlitz der Kirche aus? Sie müssen mir gestatten, zunächst, wie ich das gerne tue, eine allgemeine Charakteristik an den Anfang zu stellen. Das ist ein Antlitz, das immer leuchtet *per eminentiam* im Glanze Gottes, das mehr und mehr alle menschlichen Züge in den Hintergrund treten läßt. Das ist ein Bild, das verzichtet auf eine gewaltige Kollektion von Vorschriften, von Gesetzen, von Gebräuchen, von Übungen. Sie ahnen natürlich, wie groß daher jetzt die Gefahr ist, ins Extrem zu geraten. Darin liegt ja heute die Gefahr: das Alte schwimmt weg, das Neue ist noch nicht da. Und da vermeinen wir sagen zu dürfen: wir haben als Schönstattfamilie nun eine mehr als 50jährige Erfahrung. Das ist ja mit ein Grund, weshalb wir immer zurückgreifen auf unsere Tradition. Denn was heute auf der ganzen Linie von Gefahren umdräut ist, das haben wir ja umschifft – so dünkt nicht – mit einem gesunden Gefühl für Maß. Überlegen Sie einmal, was für uns der Ausdruck ‚*organisches Denken*‘ besagt: das ist für uns immer ‚sowohl – als auch‘, d.h., was gestern war, wird immer festgehalten. Wir haben uns daran gewöhnt, wenn wir von organischer Denkweise sprechen, vielfach den anderen Ausdruck zu gebrauchen: Akzentverschiebung. Ganzheitliches Denken ist immer auch perspektivisches Denken. Ich kann eine Wahrheit von dem oder von jenem Gesichtspunkt aus betrachten. Und jede Zeit, die etwas Originelles an der Stirne trägt, hat auch eine originelle Art des Grundverhältnisses zu Gott. Nun geht es darum, diese originelle Art zu ertasten und unter diesem Gesichtspunkt nun die ganze Religion darzustellen. Das heißt dann aber nicht, wenn ich heute eine Perspektive hervorhebe, dann sollen die anderen nicht mehr existieren. Und gerade in unserer Zeit müssen wir damit rechnen, daß dieser Wechsel der Akzente sehr schnell geschehen kann. Darin liegt das Meisterstück der Erziehung, daß ich für mich festhalte den alten philosophischen Begriff der Wahrheit, den funktionellen aber wechseln kann.

Das kann man lernen – es gibt allerdings auch Menschen, die haben nach der Richtung ein Charisma. Perspektivisches Denken, das ist immer ganzheitliches Denken. Noch einmal: wie sieht die Auffassung der Kirche von sich aus? Die allgemeine Linie, halten Sie das bitte fest: Geöffnetsein bis zum Äußersten für das Göttliche, für den Heiligen Geist, Zurückdrängung aber nur bis zu einem gewissen Grade – von der Überbetonung des Menschlichen. Ob es sich dabei dreht um Gesetze, die wir uns selber gegeben, um eine ganze Kollektion von Vorschriften oder Übungen, ob es sich dreht um die Abhängigkeit vom Staate. All diese Dinge werden nun in den Hintergrund gedrängt. Im Vordergrund steht immer wieder: der Herrgott leitet seine Kirche. Oder wollen Sie es einmal anders ausgedrückt haben? Der Heiland hat sich vermählt mit einer sündigen Kirche, er hat die Verantwortung übernommen, daß diese sündige Kirche letzten Endes das neue Zeitenufer, das Ewigkeitsufer erreicht. Merken Sie die starke Umakzentuierung? Das heißt alles: hinein ins Göttliche! Nicht total weg vom Menschlichen – wohl auch! Und da liegen heute die Schwierigkeiten. Sehen Sie, wir, die wir jung sind, wir müssen immer fürchten, daß wir genauso, wie wir vorher extrem das Gebundene, menschlich Gebundene in den Vordergrund gerückt, nunmehr das Willensmäßige, Vorsatzmäßige so in den Hintergrund rücken, daß übermorgen nichts mehr übrigbleibt. Dann ist der moderne Mensch absolut bindungslos. Denn das geht ja nicht: wir können nicht nur an den lieben Gott gebunden sein, ohne uns selber zu entbinden. Sie kennen ja das alte augustinische Wort: ‚Der uns erschaffen hat ohne uns, will uns nicht erlösen ohne uns‘. Das Grundverhältnis zwischen Gottes- und Eigentätigkeit erlebt eine ungeheuer starke Umakzentuierung.“

Pater Kentenich geht dann in mehreren Punkten ein auf die konkrete Anpassung an den Konzilsgeist: es geht um Fragen der Unfehlbarkeit der Kirche, um Autorität in der Kirche, um den Begriff der Wahrheit der christlichen Lehre und manches andere. Wir wollen hier abschließend einen Punkt herausgreifen: der Wandel im moralischen Denken.

„Die Wandlung des Moralprinzips.“

Es geht hier um die Tatsache, daß unsere Moral, wie wir sie normalerweise noch gelernt, lange Zeit hindurch letzten Endes eine Kollektion von Vorschriften gewesen ist, also zu einer Übungsfrömmigkeit angelernt hat.

Das heutige moraltheologische Denken greift nun auf, was wir in Schönstatt von Anfang an mit großer Inbrunst immer festgehalten haben. Worauf kommt es an? Auf die *Grundhaltung*. Worauf kommt es also an? Auf die Schulung des Gewissens. Es geht um eine ‚Grundhaltungsmoral‘, es geht um Grundeinstellungen. Hier wird eine Erziehungsweise angestrebt, die heute wohl vorausgesetzt wird, gegenwärtig aber auf weite Strecken einfach noch nicht existiert. Wissen Sie, der Wurf weg von der sogenannten ‚Vorschriften- oder Übungsfrömmigkeit‘ zur

Gesinnungsfrömmigkeit für eine Menge, wie die Kirche sie heute darstellt, ist über Nacht nicht zu erwarten. Ich meine sogar sagen zu dürfen: wenn der liebe Gott nicht eine eigene religiöse Familie schafft, die nach der Richtung eine ausgesprochene Sendung hat, dürfen wir nicht erwarten, daß die Kirche überhaupt in absehbarer Zeit dieses Geschenk erhält. Ich sage: eine Familie schafft – und meine Schönstatt. So Gott will, schafft er noch andere Familien.

Natürlich auch hier wieder: Gesinnungsfrömmigkeit gegenüber einer Aktfrömmigkeit, Übungsfrömmigkeit – beides muß immer miteinander verbunden sein. Beseelte Übungen schaffen eine Haltung, eine Gesinnung. Und die Gesinnung drängt an sich auch zu Akten, zu Übungen. Beides will immer als ein Lebensvorgang zusammengesehen werden. Wir haben als das letzte und tiefste Moralprinzip immer die Liebe aufgefaßt. Deshalb ist unsere Pädagogik ausgesprochene Liebespädagogik. In der Entwicklung muß man darum immer dem Wachstum der Liebe folgen.

Nach meiner Meinung ist der große Irrtum, der heute vielfach begangen wird, auch in der Ehe- und Sexualmoral, daß man einfach sagt: Gute Gesinnung- und dann tue was Du willst. Gute Gesinnung – und dann folge Deinem Gewissen. Es müssen aber auch klare Prinzipien da sein, an denen ich erkennen kann, was die Absicht Gottes ist. Sonst hängt ja alles im wesentlichen in der Luft. Hier müssen wir stehenbleiben und studieren, von welcher Bedeutung für uns geworden ist die Gesinnungspädagogik und Haltungsfrömmigkeit.“

Lebensspender und Heilsvollender*

Zur Theologie des Hl. Geistes bei Pater Kentenich

Von Engelb. Monnerjahn

Zu den Strömungen, die in der nachkonziliaren Kirche eine bemerkenswerte Entwicklung genommen und die Aufmerksamkeit vieler auf sich gezogen haben, gehört vor allem die Hl. Geist- oder Pfingstbewegung. Sie nahm ihren Anfang vor nunmehr gut zehn Jahren in den Vereinigten Staaten, und zwar an der Duquesne-Universität in Pittsburgh. Ihr Schwerpunkt und Zentrum verlagerte sich aber schon bald an die berühmte Notre-Dame-Universität in South Bend bei Chicago. In Deutschland, wohin die Bewegung Anfang der siebziger Jahre kam, hat sie sich inzwischen den Namen „katholisch-charismatische Gemein-

* Der Beitrag geht zurück auf Ausführungen, die am 2. Januar 1977 in Haus Mariengart, Schönstatt, vorgetragen wurden.

deerneuerung“ gegeben. Nach einer Selbstdarstellung aus der Feder des bekannten Paderborner Dogmatikers Heribert Mühlen für die deutsche Bischofskonferenz umfaßte die Bewegung 1975 in der Bundesrepublik 150 Gruppen mit circa 6000 Mitgliedern. Höhepunkt der bisherigen Entwicklung auf Weltebene war das große Treffen am Pfingstfest des Heiligen Jahres 1975 in Rom. Rund 10000 katholische Pfingstler waren dazu in die Ewige Stadt gekommen. Am Pfingstmontag richtete Paul VI. eine Ansprache an sie, in der er der großen Hoffnung Ausdruck gab, die ihn angesichts dieses geistgewirkten Aufbruchs in der Kirche erfüllte, und seine Wertschätzung der Bewegung bekundete.

Es konnte bei der Aufmerksamkeit, die Pater Kentenich seiner Gründung für alle bedeutenderen Bewegungen und Strömungen in Kirche und Welt einpflanzte, nicht ausbleiben, daß die Hl. Geist-Bewegung auch in der Schönstattfamilie Beachtung und Widerhall fand. Solchen Widerhall konnte ein geübtes Ohr z.B. auf der letzten Oktoberwoche deutlich vernehmen. Dies auch aus einem anderen Grunde. Pater Kentenich hat in den Boden seiner Pflanzung von den ersten Anfängen an reiche pneumatische Schätze eingesenkt. In allen Phasen des Gründungsvorgangs seiner Schönstattfamilie hat er eine Lehre über den Hl. Geist entfaltet, bei der es ihm um die gläubige Erkenntnis sowohl der Person des Hl. Geistes wie vor allem seiner Wirksamkeit, seiner unersetzlichen Bedeutung für das christliche Leben zu tun war.

Diese Lehre soll auf den folgenden Seiten in einigen Hauptzügen dargeboten werden. Wir stützen uns dabei auf vier längere Äußerungen Pater Kentenichs: (1.) auf den Vortrag „Maria und der Hl. Geist“ von Pfingsten 1914, gehalten vor der Marianischen Kongregation des Studienheims Schönstatt (abgedruckt in „Unter dem Schutze Mariens“, 1. Aufl., S. 248-254); (2.) auf die Pfingsttagung für Bundesschwesterinnen 1927, mit dem Titel „Marienlohn“; (3.) auf die Exerzitien über die Gotteskindschaft, gehalten 1939 für die Patres des Klosters Bethlehem/Schweiz und (4.) auf den Hl. Geist-Vortrag während der Oktoberwoche 1950.

In diesen Äußerungen ging es freilich, wie durchweg in den Vorträgen und Kursen Pater Kentenichs, in erster Linie nicht um systematische, sondern um angewandte Theologie, angewandt auf die christliche Lebenssituation seiner Zuhörerschaft. Daraus ergibt sich ein Doppeltes: Die herangezogenen Texte bieten weder die gesamte kirchliche Lehre über den Hl. Geist, noch alles, was Pater Kentenich zu diesem Thema im Laufe seines Lebens gesagt hat. Dennoch lassen sie eine klare durchgehende Linie erkennen. Dabei ist der Vortrag von 1914 nicht nur zeitlich der erste Text; er stellt auch gleichsam eine Art Grundaussage Pater Kentenichs über den Hl. Geist dar. Die späteren Texte sind eine Entfaltung dieser Grundaussage: Die Pfingsttagung 1927 zeichnet den Hl. Geist in seinem Wesen und in seiner Grundfunktion als Lebensspender; der Exerzitienkurs von

1929 beschreibt die Wirksamkeit des Hl. Geistes mittels seiner Gaben; die Oktoberwoche 1950 schließlich wendet sich in der Hauptsache einer einzigen Gabe zu, der Gabe der Weisheit, die nach Pater Kentenich eine herausragende Bedeutung für das christliche Leben hat.

Die Grundaussage: Maria und der Hl. Geist

Wer in der mehr als fünfzigjährigen Gründertätigkeit Pater Kentenichs einigermaßen zuhause ist, der wundert sich nicht, daß der Vortrag, den er zum Abschluß des Maimonats 1914 vor der nur einen guten Monat vorher, am 19. April 1914, gegründeten Marianischen Kongregation des Studienheims unter dem Titel „Maria und der Hl. Geist“ hielt, im Kern und im Keim bereits alle späteren Ausführungen zum Thema „Hl. Geist“ umschloß. Die Arbeit der jungen Kongregationsgemeinschaft im ersten Maimonat ihrer Geschichte hatte – und das ist sehr bezeichnend für die Art Pater Kentenichs – unter dem Leitgedanken vom Bau eines geistlichen Mariendoms im eigenen Herzen gestanden. Genauer gesagt, war im Laufe des Mai, wie Pater Kentenich es in der Einleitung des Vortrags formulierte, zunächst einmal die nötige Vorarbeit zum Bau dieses Mariendoms unternommen worden. Nun geht es darum, auf den gelegten Fundamenten den eigentlichen Bau aufzuführen. Woher aber soll die Kraft zu diesem schwierigen Werke kommen? Wer kann sie geben? Die Antwort lautet: „Das tut kein anderer als der Hl. Geist durch Maria“.

Mit welcher Berechtigung, mit welcher Begründung kann Pater Kentenich diese Antwort geben? Das sagt er in dem unmittelbar darauffolgenden Satze, und zwar zunächst im Blick auf den Hl. Geist. Von ihm stellt er fest: „Der Hl. Geist ist es, der alle guten Keime unserer Seele weckt zu frischem, kräftigem, blühendem Leben.“

In der Sicht des katholischen Glaubens steht der Hl. Geist „in engster Verbindung mit dem Leben“. Das geht bereits aus den ersten Seiten der Bibel, aus dem Schöpfungsbericht des Alten Testaments, hervor, in dem es heißt: „Der Geist Gottes schwebte über den Gewässern – über den Grundstoffen, aus denen alles Irdische gebildet werden sollte.“ Das zeigt sich des weiteren am ersten Pfingstfest nach der Himmelfahrt des Herrn in Jerusalem, das „ein anderer, neuer Schöpfungstag“ war, von dem eine Neuwerdung des sittlich-religiösen Lebens des einzelnen wie auch eine Neuwerdung des Antlitzes der ganzen Erde, der gesamten Menschheit ihren Ausgang nahm.

Pater Kentenich verdeutlicht die lebensschöpferische, erneuernd-erwandelnde Aufgabe und Tätigkeit des Hl. Geistes an der Verwandlung, die die Apostel unter dem Sturm und Feuer des ersten Pfingstfestes erfuhren. Dabei macht er ei-

gens auf den eigentümlichen Umstand aufmerksam, daß diese Verwandlung nicht schon das Werk des Heilands war: „Menschlich gesprochen, hat der Heiland mit seinen großen Plänen über die Welterlösung Fiasko gemacht. Er, der große Seelenkenner, der die Herzen der Menschen lenkt wie Wasserbäche, war selbst drei Jahre hindurch der Lehrer und Erzieher – der Novizenmeister seiner Apostel gewesen. Und der Erfolg? Sie verstehen ihren Magister nicht, sie fassen seine Lehren nicht. Ganz ins Irdische versenkt, können sie sich nicht empor-schwingen zu der Höhe seiner übernatürlichen Denkweise...“ Es ist der Hl. Geist, der durch sein Kommen und sein Wirken hier Änderung schafft – so wie es Jesus verheißen und versprochen hat. Im einzelnen bewirkt der Hl. Geist in den Aposteln dreierlei: (a) Er bringt Ordnung in das Chaos der Herzen; (b) er führt sie in alle Wahrheit ein; (c) er stärkt sie zu mutigen Aposteltaten.

Wenn nun aber der Hl. Geist, wie schon am Falle der Apostel unübersehbar deutlich wird, für das christliche Leben dermaßen unentbehrlich ist, wie kann man seiner Wirksamkeit teilhaft werden? Das ist eine Frage, die auch die Zuhörer Pater Kentenichs, die Mitglieder der Schönstätter Kongregation, sich stellen müssen, die ihnen auf den Nägeln brennt. Sie haben zwar „schon oft den Hl. Geist empfangen“, aber „von einer durchgreifenden Umwandlung, von einer sittlich-religiösen Erneuerung“ merken sie „nichts oder wenig“. Wie kann diesem Befund gesteuert werden? Hier nun bringt Pater Kentenich die Gottesmutter ins Spiel. Er führt seine Zuhörer in die einzigartigen Beziehungen ein, die zwischen dem Hl. Geist und Maria walten: „Zwischen beiden herrscht ...eine bräutliche, eine zarte Liebe, ein freudiges Eingehen auf die gegenseitigen Wünsche und Bitten. Der Hl. Geist macht sich eine Ehre daraus, seine Gnaden durch seine Braut zu spenden, ja er kommt alle ihren Wünschen liebevoll zuvor.“ Am Besuch Marias bei Elisabeth und Zacharias, den er später noch oft aufgreifen sollte, wenn es ihm darum ging, die einzigartige Rolle der Gottesmutter im Heilswerk zu illustrieren, weist Pater Kentenich auf, wie der Hl. Geist sich ihrer als Werkzeug bedient. Im Anschluß daran heißt es: „Daraus erkennen wir ein Gesetz, das in der übernatürlichen Ordnung unwiderrufliche Geltung hat: Die Verehrung, das Lob Mariens, gefällt dem Hl. Geist nicht nur, nein, er ist auch selbst dessen Ursache - und Maria kann nicht würdig gepriesen werden ohne seine Erleuchtung und Kraft. Je größer darum die Marienliebe, desto reichlicher und ununterbrochener strömen die Gaben des Hl. Geistes, und umgekehrt, je mehr einer vom Hl. Geiste erfüllt ist, desto glühender seine Marienliebe.“ Aus alledem ergibt sich die Folgerung, daß der Christ, zumal der zum Apostel berufene Christ immer wieder beten muß: „Veni, Sancte Spiritus: O komm, o komm doch, Heiliger Geist, mit deinen heiligen Feuergluten und Sturmgewalten!“, und: daß derjenige dieses Gebet am erfolgreichsten verrichtet, der sich mit Maria verbindet: „Glücklich die Apostel, die sich der Gunst Mariens versicherten und mit ihr die Herabkunft des Hl. Geistes erlebten. Der Erfolg entsprach

vollkommen ihren Erwartungen. Glücklich sind auch wir, daß wir uns eng und innig an Maria angeschlossen haben, daß wir ihr unsere Anliegen anempfohlen, unsere Bitten und Wünsche an den Hl. Geist zu Füßen gelegt...“

Entfaltung der Grundaussage (I): Der Hl. Geist als Spender des göttlichen Lebens

Die Grundaussage des Vortrags vom Pfingstsonntag 1914 bestimmt auch die Tagung, die Pater Kentenich dreizehn Jahre später, 1927, zwischen Pfingsten und Dreifaltigkeit, für Angehörige des Schönstätter Frauenbundes gab.

Der Hl. Geist ist der Lebensspender. Diese Aussage will Pater Kentenich so verstanden haben, daß der Hl. Geist „Wurzel und Quelle des göttlichen Lebens“ ist, das Jesus den Seinen vor seiner Himmelfahrt versprochen hat, des neuen Lebens der Gotteskindschaft.

Pater Kentenich kennt die traditionelle Lehre der Theologie – und macht sie sich zu eigen –, wonach alle Handlungen nach außen den Personen der Allerheiligsten Dreifaltigkeit gemeinsam sind. Aber er vertritt auch mit gewichtigen Theologen den Standpunkt, das bestimmte einzelne Werke jeweils einer göttlichen Person besonders zugeeignet, appropriiert (wie der Fachausdruck lautet) werden. Dementsprechend setzt er den Teilnehmerinnen der Tagung auseinander, daß „die Heiligung des Menschen durch die Mitteilung des göttlichen Lebens...durch den Vater, durch das Verbum Divinum und den Hl. Geist“ gemeinsam geschieht, aber auch, da „die Besitzergreifung der Seele als Ausfluß der Liebe betrachtet wird“, „dem Hl. Geiste besonders zugeeignet werden“ darf.¹

Doch ist der Hl. Geist für Pater Kentenich nicht nur die *Wirkursache* des göttlichen Lebens; er ist vielmehr, wie Pater Kentenich im Anschluß an M.J. Scheeben sagt, die *Formalursache* der Gotteskindschaft, und das bedeutet: Er ist die Quelle des göttlichen Lebens, „die tief innerlich, nicht außerhalb der Seele sprudelt“. Als Formalursache der Gotteskindschaft ist der Hl. Geist „mit dem innersten Wesensgrund unseres Seins ...verbunden und verknüpft“. Gestützt auf die Hl. Schrift, betont Pater Kentenich, daß der Hl. Geist in den Kindern Gottes wohnt, daß sie Tempel des Hl. Geistes sind. Damit stimmt die Verheißung Jesu überein, daß er den Vater bitten werde, seinen Jüngern einen anderen Tröster zu senden, der nicht der nicht nur *bei* ihnen, sondern *in* ihnen bleiben werde (vgl. Joh 14,17). Den Jüngern wird also nicht nur die *Wirksamkeit*, sondern die *Person* des Hl. Geistes zugesagt.

¹ Wir zitieren nach einer Mitschrift der Tagung, die sehr knapp gehalten ist und offensichtlich die Darlegungen Pater Kentenichs sehr verkürzt wiedergibt.

Im Zusammenhang dieser Aussagen der Pfingsttagung 1927 hebt Pater Kentenich zwei Gedanken besonders hervor.

Der erste lautet: Die Mitteilung des göttlichen Lebens, die der Hl. Geist bewirkt, „ist der Sinn der ganzen Erlösung“. Hierin bringt Pater Kentenich eine Auffassung zum Ausdruck, die er 1950 in die These kleidet, daß die Offenbarung Gottes durch und in Jesus Christus nicht nur verstanden werden dürfe als *Wahrheitsmitteilung*, sondern als *Lebensmitteilung*, als Mitteilung des innertrinitarischen Lebens an die Menschen, die glauben und sich taufen lassen.

Um seinen Zuhörerinnen das Verständnis und die Bedeutung dieser Grundthese ein wenig aufzuschließen, unternimmt Pater Kentenich mit ihnen eine theologische Betrachtung des Geheimnisses der Allerheiligsten Dreifaltigkeit. Der dreifaltige Gott ist für Pater Kentenich vor allem der Lebendige: heilige Fülle unendlichen Lebens. „Im Wesen Gottes ist dreifaltiges Leben.“ Da ist Gott der Vater. Er zeugt in einem Akt göttlicher Selbsterkenntnis aus der flutenden Fülle seines göttlichen Lebens das Verbum Divinum, den Sohn. Daher ist die zweite Person der Allerheiligsten Dreifaltigkeit „Ausfluß des überflutenden göttlichen Lebens“ im Vater. Und der Hl. Geist „geht hervor aus der Liebe dieser beiden Personen“ – des Vaters und des Sohnes – „zueinander“. So „pulsiert“ zunächst einmal das göttliche Leben „innerhalb der Ränder der Hochheiligsten Dreifaltigkeit“. Aber da Gott Vater ist, drängt es ihn, „seine Vaterschaft weiterzuleiten und auszudehnen über den Rand des innergöttlichen Lebens, nicht weil er andere Geschöpfe nötig hätte zu seinem Glück, sondern aus dem endlosen Drang, andere froh und glücklich zu machen, die Geschöpfe teilnehmen zu lassen an seinem Glück.“ Aus diesem Drang der Liebe Gottes, aus seinem göttlichen Mitteilungswillen, erklärt sich die ganze Schöpfung. Nach dem ursprünglichen Plane Gottes sollte an ihr sein „Gottesgeheimnis ... Wahrheit werden“. Durch die Sünde der ersten Menschen wurde dieser Plan vereitelt. Nachdem aber „der Kreislauf des göttlichen Lebens durch die Sünde unterbunden war“, schickte „Gott seinen Sohn auf die Erde und läßt das Verbum Divinum eine Menschenatur annehmen. Diese Persönlichkeit ist ganz Gott und ganz Mensch. Sie ist ganz Gott; darum ist überfließendes göttliches Leben in ihr. Die menschliche Natur ist das Gefäß, ist der Träger des überfließenden göttlichen Lebens... Alle Menschen, deren Natur mit der gottmenschlichen in Berührung kommt, sollen hineingezogen werden in den Kreislauf des göttlichen Lebens.“ Das bedeutet schließlich: Gott „will den Kreislauf des göttlichen Lebens auch in mich leiten“, „Gott will sich mir nicht nur entschleiern“ – damit ich ihn erkenne –, „er will hinein in mich, sein Leben soll mein Leben sein. Ich soll hineingezogen werden in den Kreislauf des innertrinitarischen göttlichen Lebens.“ *Diese Teilhabe ist das Werk des Hl. Geistes*: „Wenn das göttliche Leben dem sprudelnden Wasser verglichen wird, dann ist der Hl. Geist die Quelle desselben...“ „Es drängt den

Geist Gottes, das Leben weiterzugeben, sein Leben an alle Menschengewächse, die aus dem Nichts herausgezogen wurden.“²

Der zweite Gedanke, den Pater Kentenich mit besonderem Gewicht versieht: In diesem Verständnis der Offenbarung und der christlichen Existenz als Mitteilung göttlichen Lebens haben wir, wie Pater Kentenich sich ausdrückt, *den Kernpunkt des Christentums, die unterscheidende Wesensform des katholischen Lebens zu sehen*. „Der Hl. Geist ergreift durch die Heiligung Besitz von der Seele. Er will uns göttliches Leben mitteilen. Er war es auch, der flutendes göttliches Leben in die Gottesmutter senkte. Hier handelt es sich um den Kerngedanken, um den Kernpunkt, um das größte Geheimnis des Christentums. Alle Geheimnisse münden in dieses. Alle haben Ausgangs-, Mittel-, Höhepunkt und Ziel in diesem Geheimnis.“

In einer Zeit wie der unseren, in der die Frage nach dem Eigentlichen des Christentums neu gestellt, die Antwort aber häufig so ganz anders gegeben wird – etwa als Nachfolge eines rein ethisch, als Vorbild verstandenen Christus, als beispielhafte Mitmenschlichkeit, als soziale Gesinnung und soziale Tat – kann dieser Position Pater Kentenichs nicht genug Aufmerksamkeit zugewandt werden. Er selber nimmt sie ob der Bedeutung, die sie in seinen Augen hat, während der Tagung ein zweitesmal auf. Was er zuerst mit „Kerngedanken“, „Kernpunkt“ und „Geheimnis“ des Christentums bezeichnet hat, das bezeichnet er nun mit den Ausdrücken „Wesensform“, „Lebensform“, „Seele“. Von dieser „Wesens“- und „Lebensform“, von dieser „Seele“ stellt er zunächst fest, daß sie für das christliche Leben, für die Kirche und für die Erfüllung der Sendung der Kirche an der Welt unentbehrlich ist: „Wenn dieses einigende Band fehlt, geht alles in die Brüche“. Im Blick auf die gegenwärtige Situation glaubt er sagen zu müssen: „Es (das einigende Band) mangelt uns und darum haben sich die idealen Strömungen unseres Jahrhunderts schon fast alle leergelaufen.“ Woran das liegt? „Was unserer Zeit fehlt, ist der Sinn für das Übernatürliche, ist die katholische Wesensform. Schauen wir flüchtig zurück auf die letzten drei Jahrhunderte... Alles Übernatürliche wurde Stück um Stück aus der öffentlichen Meinung, Glied um Glied aus dem persönlichen Seelenleben herausgerissen.“ „Wer läßt heute das Übernatürliche bei der Beurteilung der Dinge in die Waagschale fallen, wenn es sich handelt um soziale, um wirtschaftliche Probleme! ...Man weiß immer nur natürliche Mittel anzugeben. Ob die Welt so gerettet werden kann? Gott hat nun einmal die Weltordnung so gebaut, daß Natur und Gnade miteinander verknüpft sind und zusammenwirken müssen... Er will die Natur nicht nur erheben, erhöhen durch die Gnade, sondern auch gesundma-

² Diese Ausführungen über das Geheimnis der Heiligsten Dreifaltigkeit finden sich bei Pater Kentenich an mehreren Stellen, so auch in den Exerzitien über die priesterliche Lebensfreude von 1934.

chen, die Welt heilen durch Hineinbeziehen des Übernatürlichen... Nie finden wir ohne die Übernatur den richtigen Weg.“

Das bedeutet mit anderen Worten: Die Welt, die Menschheit muß sich hineinziehen lassen, muß sich öffnen für die Mitteilung des flutenden göttlichen Lebens. Der Beitrag des Christentums, die spezifische Aufgabe der Kirche an der Welt und an der menschlichen Gesellschaft, die sonst niemand zu leisten vermag und die sie daher unbedingt leisten muß, das ist die Weitergabe, die werkzeugliche Weitervermittlung des übernatürlichen göttlichen Lebens. Den Teilnehmerinnen der Pfingsttagung, die zu einem großen Teil im Lehr- und Erziehungsberuf standen, sagte Pater Kentenich darum, daß ihre Aufgabe als Lehrer und Erzieher darin besteht, „im Auftrag der heiligsten Dreifaltigkeit...flutendes göttliches Leben in anderen (zu) hüten und (zu) pflegen.“ Oder: „Das Göttliche in uns aufzunehmen und weiterzuleiten in möglichst weite Kreise, das ist unsere spezielle Aufgabe.“ Und schließlich: „Können wir den uns Anvertrauten stets aus materieller Not heraushelfen? Was wir tun können, ist oft nur ein Tröpfchen auf einen heißen Stein. Eines aber können wir geben und vermitteln: das ist innergöttliches Leben. Das muß Kern und tiefster Sinn aller Erziehungstätigkeit sein.“

Es ist kein Zweifel, daß Pater Kentenich mit diesen nachdrücklichen Ausführungen schon in den zwanziger Jahren eine Klarstellung vorgenommen hat, deren Aktualität inzwischen geradezu brennend geworden ist.

Entfaltung der Grundaussage (II): Die Gaben des Hl. Geistes

Die Wirksamkeit des Hl. Geistes in der Seele des Getauften, die Pater Kentenich in der Pfingsttagung 1927 nur verhältnismäßig knapp dargelegt hatte, bildet den Hauptteil seiner Aussagen über den Hl. Geist in den Exerzitien, die er 1939 der Gemeinschaft des Klosters Bethlehem in der Schweiz erteilte. In den Exerzitien hatte Pater Kentenich sich die Aufgabe gestellt, den Patres die vollendete Gotteskindschaft als das gottgeschenkte Ideal ihrer Gemeinschaft aufzuzeigen und sie dafür zu erwärmen. Vollendete Gotteskindschaft aber konnte in seinen Augen nichts anderes bedeuten als Heiligkeit. Christliche Heiligkeit hinwieder - darüber wußte Pater Kentenich als Meister des geistlichen Lebens Bescheid - kann sich unmöglich ohne das ausdrückliche Eingreifen des Hl. Geistes verwirklichen.

Darum meißelte er im 8. Vortrag der Exerzitien, also schon relativ früh - der ganze Kurs umfaßte insgesamt 25 Vorträge -, zwei Tatsachen in eindringlichen Worten als Grundsätze heraus:

1. Es ist der Hl. Geist mit seinen Gaben, durch den unsere Seele erst fähig wird, heroisch heilig zu werden. „Erst da, wo die Gaben anfangen, tiefer in uns zu

wirken, dürfen wir erwarten, daß der Gipfel der Heiligkeit uns entgegenleuchtet.“

2. Ein Durchbrechen der Grenzen, die gerade derjenige spürt, der sich ernsthaft um Heiligkeit bemüht, ist nur möglich durch den Hl. Geist und seine Wirksamkeit. „Wir alle leben früher oder später der Überzeugung, daß wir vor Grenzen angekommen sind... Das sind Grenzen, die wir mit Aufbietung aller Kräfte niemals sprengen können. Gewiß, wenn wir ernster machten, könnte das eine oder andere noch gesprengt werden; aber wir sind doch an der Grenze dessen angelangt, was wir mit der gewöhnlichen Gnade erreichen können. Ein Brechen der Grenzen ist nur möglich, wenn der Hl. Geist in tiefgreifender Weise zu uns kommt.“

Von dieser Grundeinsicht her beschäftigt sich Pater Kentenich im 20. und 21. Vortrag der Exerzitien eingehend mit dem Hl. Geist und seinen Gaben. Zwischendurch, im 11. Vortrag, gibt er einen kurzen Hinweis auf eine einzelne der sieben Gaben, auf die Gabe der Furcht. Aus zwei Gründen mißt er dieser Gabe eine große Bedeutung für den um christliche Heiligkeit bemühten Menschen bei: „Der Hl. Geist schenkt uns durch die Gabe der Furcht erstens das große Geschenk, daß wir nichts mehr fürchten als die Sünde.“ Und: „Zweitens sorgt der Hl. Geist dafür, daß, wenn wir gefehlt haben, wir nichts schmerzlicher empfinden als die Sünde.“

An sich wollte Pater Kentenich auch im 20. und 21. Vortrag nur über eine einzige Gabe des Hl. Geistes sprechen, und zwar über die Gabe der Weisheit. Dies aus dem Grunde, weil er in dem inzwischen erreichten Teil der Exerzitien seine Zuhörer mit der Wurzel und Quelle der Haltung der Kindlichkeit bekanntmachen wollte. Diese Wurzel und Quelle aber war für ihn die „heilige, himmlische Weisheit“, die der Hl. Geist mit seiner Gabe der Weisheit schenkt. Doch nahm er, um die *Gabe der Weisheit* näher zu charakterisieren und sie vor allem gegenüber der *Tugend der Weisheit* abzuheben, eine grundsätzliche Erörterung der Gaben des Hl. Geistes überhaupt vor.

Was ist unter den Gaben des Hl. Geistes zu verstehen? Welche Realität kommt ihnen zu? Wie lassen sie sich genauer beschreiben und gegenüber den eingegossenen übernatürlichen Tugenden abgrenzen?

Pater Kentenich kennzeichnet sie als „übernatürlich eingegossene Fertigkeiten, die die begnadete Seele fähig und geneigt machen, den Antrieben des Hl. Geistes schnell, sicher, freudig und heroisch zu folgen“. Aus dieser Bestimmung wird ersichtlich, daß die Gaben des Hl. Geistes und die eingegossenen übernatürlichen Tugenden in gewisser Hinsicht übereinstimmen. Pater Kentenich arbeitet vor allem eine Übereinstimmung heraus: daß beide übernatürliche Fähigkeiten und Fertigkeiten sind. Die Tugenden wie die Gaben können sich niemals imma-

nent, aus dem Menschen, aus seinen natürlichen Anlagen und Fähigkeiten, aus seinem natürlichen Drängen und Streben entwickeln noch aus ihnen entwickelt werden; sie müssen von außen, durch Gott in den Menschen eingesenkt werden. Tatsächlich werden sie ihm im Augenblick der Begnadigung mit dem göttlichen Leben der heiligmachenden Gnade als Anlage geschenkt. Eine andere Übereinstimmung besteht darin, daß die Tugenden und die Gaben aufeinander zugeordnet sind. Die Tugenden verlangen gleichsam nach den Gaben, und die Gaben setzen die Tugenden voraus.

Den Unterschied zwischen den Tugenden und den Gaben zeigt Pater Kentenich nicht mittels theoretischer Reflexion, sondern anhand der christlichen Erfahrung auf. Das christliche Leben kann unter der Führung der göttlichen Tugenden, es kann unter der Führung der Gaben des Hl. Geistes stehen. „Wenn in mir die Tugenden wirksam sind – ob das nun die göttlichen oder sittlichen Tugenden oder beide zusammen sind, ist gleichgültig –, dann steht im Mittelpunkt meines Ringens und Kämpfens die eigene Tätigkeit.“ „Wenn die Gaben des Hl. Geistes wirksam werden, dann steht nicht die eigene Tätigkeit im Mittelpunkt, sondern Gottes Tätigkeit.“ Auf eine Kurzformel gebracht, läßt sich der Unterschied so bestimmen: *Unter der Führung der Tugenden arbeitet der Mensch mit der Gnade; unter der Führung der Gaben des Geistes arbeitet die Gnade mit dem Menschen.*

Pater Kentenich entlehnt den Gottes- und Geistesgelehrten, um diese wichtige Akzentverschiebung zu illustrieren, drei Gleichnisse: das Gleichnis vom Boot ohne Segel und mit Segel, das Gleichnis vom Kind, das gehenlernen will, und das Gleichnis vom Saiteninstrument.

Der Mensch in einem Boot ohne Segel muß, um voranzukommen, die Ruder benutzen. Ihm gleicht der Mensch, der sich der Hilfe der Tugenden erfreut. Der Mensch in einem Boot mit Segeln, das vom Wind vorwärtsgetrieben wird, ist der Mensch unter dem Einfluß der Gaben des Hl. Geistes. Ebenso versinnbildet das Kind, das unter den Augen, den Lockungen und Ermunterungen der Mutter seine ersten Gehversuche unternimmt, den Menschen unter dem Einfluß der Tugenden, während das Kind, dem die Mutter bei seinen Gehversuchen in geschickter Weise unter die Arme greift, so daß es recht eigentlich die Kraft der Mutter ist, die ihm voranhilft, ein Bild für den Menschen unter der Führung der Gaben des Hl. Geistes ist. Und schließlich das Gleichnis vom Saiteninstrument: Solange der Mensch lediglich unter dem Einfluß der Tugenden steht, ist er selber es, der die Saiten seiner Seele streicht; kommt er aber unter den Einfluß der Gaben des Hl. Geistes, dann werden die Saiten von Gott berührt.

Die Folgerung lautet: „Wenn die Seele so unter dem Einfluß des Hl. Geistes steht, ist es dann nicht selbstverständlich, daß die Seele nun auch die größten

Schwierigkeiten leicht nimmt, daß sie heroisch vorwärts schreitet auf dem Wege zur Heiligkeit?“

Was Pater Kentenich sodann, im 21. Vortrag der Exerzitien, über die Gabe der Weisheit sagt, wendet das grundsätzlich über alle Gaben Gesagte auf die Gabe der Weisheit an. Wir brauchen aber diese Gedanken an dieser Stelle nicht in allen Einzelheiten auszubreiten, weil er das gleiche Thema elf Jahre später, auf der Oktoberwoche 1950, von neuem aufgreift und zwar in einer noch umfassenderen Weise als in den Exerzitien 1939.

Entfaltung der Grundaussage (III): Die Gabe der Weisheit

Die Oktoberwoche 1950 benützte Pater Kentenich, um die Schönstattfamilie auf das Ereignis der Dogmatisierung der leiblichen Aufnahme Mariens in den Himmel am 1. November 1950 vorzubereiten. Wer indes genauer hinhörte, konnte feststellen, daß es ihm noch um eine andere Vorbereitung ging: Pater Kentenich wollte die Schönstattfamilie rüsten für die schwere Zeit der Prüfung, die er im Gefolge des 31. März 1949, des Tages, an dem er für seine Gründung einen Todessprung für Verstand, Wille und Herz gewagt hatte, heraufziehen sah. Wenn die herannahende Prüfung, die einer Wüstenwanderung und einem Kreuzweg zu vergleichen war, von der Schönstattfamilie bestanden werden sollte, dann konnte das nach seiner Überzeugung nur unter einem besonderen Beistand des Hl. Geistes, und zwar vor allem durch die Gabe der Weisheit, geschehen. Darüber hinaus war er aufgrund einer tiefdringenden Einsicht in die Situation der Gegenwart davon überzeugt, daß der Christ unserer Zeit in besonderem Maße der Gaben des Hl. Geistes, an erster Stelle der Gabe der Weisheit, bedürfe. Darum sagte er auf der Oktoberwoche 1950: „Wenn irgendein Mensch den Hl. Geist vonnöten hat, so der heutige Mensch, der stark hineingeworfen ist in die Kloaken des heutigen Lebens.“

Bevor allerdings Pater Kentenich sich der näheren Erörterung der Gabe der Weisheit zuwandte, gab er einen konzentrierten Abriß über das Wirken des Hl. Geistes im allgemeinen. Da diese Zusammenfassung zugleich eine Hinführung zum Verständnis der Gabe der Weisheit darstellt, wollen wir sie in einigen raschen Strichen nachzeichnen.

Die erste und grundlegende Tätigkeit des Hl. Geistes, auf die Pater Kentenich verweist, ist uns aus den bisherigen Texten bereits bekannt: Der Hl. Geist ist der Urheber des übernatürlichen Lebens der Gotteskindschaft. Er legt damit den Grund für die christliche Existenz, der zugleich eine neue Seins- und Lebensschicht darstellt, durch die der Mensch in einen neuen Stand erhoben wird. Zu dieser neuen Seins- und Lebensschicht gehört die Ausrüstung mit den eingegos-

senen übernatürlichen Fähigkeiten: mit den Tugenden und den Gaben. – Die zweite Tätigkeit, auf die Pater Kentenich aufmerksam macht: Der Hl. Geist ist der Urheber der übernatürlichen Werke. Dies nicht nur, weil er dem Menschen die Fähigkeiten zum Vollbringen solcher Werke eingepflanzt hat, sondern weil er es ist, der dem Menschen die zur Betätigung dieser Fähigkeiten notwendige aktuelle Gnade spendet. Mit anderen Worten: Der Hl. Geist befähigt den Menschen zu übernatürlich guten Werken, und es ist der Hl. Geist allein, der zu solchen Werken befähigen kann. An dritter Stelle ist der Geist der Urheber der Heiligkeit, und zwar auf dem doppelten Wege, den wir schon kennen: Auf dem Wege der eingegossenen Tugenden und auf dem Wege der Gaben. – An vierter Stelle macht Pater Kentenich eine Wirksamkeit des Hl. Geistes namhaft, die er in den vorangegangenen Texten noch nicht erwähnt hat: Der Hl. Geist vermittelt dem Menschen, der sich ihm öffnet und mit ihm zusammenwirkt, „eine ungewein klare, aber auch große Zusammenschau von Wahrheiten“, „um die man sich sonst mit großer Anstrengung mühen muß. Auf einmal geht ein Licht auf, und man sieht eine Welt, die man vorher kaum geahnt hat.“ – Fünftens ist der Hl. Geist der Urheber der großen, heldenmütigen Bewegungen des Herzens, der Spender der Magnanimitas, der Hochherzigkeit. Kraft dieser Tugend bekommt der Mensch Geschmack am Vollbringen schwieriger Dinge, ja Geschmack am Kreuz und Liebe zum Kreuz, zum Mitgekreuzigtwerden mit Christus.

Mit den beiden letzten Punkten der Gesamtzeichnung der Wirksamkeit des Hl. Geistes in den Seelen ist Pater Kentenich bei seinem eigentlichen Thema angelangt: bei der Beschreibung von Eigenart und Wirksamkeit des Hl. Geistes durch die Gabe der Weisheit. Wie es, besonders aus Rücksicht auf seine Zuhörer, seine Art war, führte er diese Beschreibung in klarer Einteilung durch. Durch die Gabe der Weisheit bewirkt demnach der Hl. Geist dreierlei: 1. „ein überaus helles Licht“; 2. „eine außerordentlich große Liebe“; 3. „eine tiefgreifende, umfassende Wandlung und Verwandlung“.

Die „tiefgreifende, umfassende Wandlung und Verwandlung“ muß dabei als das Ergebnis, die Frucht der Gabe der Weisheit angesehen werden, während das „überaus helle Licht“ und die „außerordentliche große Liebe“ ihr Wesen bezeichnen. Zur Frucht der Gabe der Weisheit bemerkt Pater Kentenich näher: „Da wird das ganze innere Leben, das Affektleben, da werden alle unsere inneren Fähigkeiten gleichsam in Besitz genommen von Gott selber. Da ist es wirklich Gott, Christus, der in uns lebt und denkt, nicht bloß abstrakt, sondern auch gesinnungs- und lebensgemäß in relativ vollendeter Weise.“ Es verwirklicht sich, was Paulus in die Worte kleidet: „Nicht ich lebe mehr, sondern Christus lebt in mir.“

Bei der genaueren Auseinandersetzung des Wesens der Gabe der Weisheit hebt Pater Kentenich mit Nachdruck hervor, daß beide Elemente, das Licht und die Liebe, untrennbar zusammengehören. Die Gabe der Weisheit bedeutet nicht nur, wie das deutsche Wort vielleicht nahelegen könnte, Erkenntnis. Auch die Liebe ist für die Weisheit konstitutiv. Weisheit ist Erkenntnis, die von Liebe, und zwar von übernatürlicher, durch den Hl. Geist dem Menschen eingesenkter Liebe, getragen, inspiriert und gesteuert wird und dabei zur immer größerer Liebe führt, zur immer vollkommeneren Auslieferung an den Willen des uns liebenden Gottes.

In dem angezogenen Vortrag der Oktoberwoche 1950 konzentriert Pater Kentenich sich allerdings bei der Erörterung der Gabe der Weisheit in der Hauptsache auf den Aspekt des Lichtes, auf die Weisheit als übernatürliches Erkenntnisvermögen. Die Weisheit ist ein Licht, das einerseits die göttliche Tugend des Glaubens voraussetzt und auf ihr aufbaut und sie andererseits vollendet: „Die Gabe der Weisheit vollendet unser Glaubensorgan, und zwar in hervorragender Weise.“ Damit ist übernatürliche Weisheit vollendeter übernatürlicher Glaube.

Den Unterschied zwischen der Tugend des Glaubens und der Gabe der Weisheit oder, exakter ausgedrückt, zwischen der bloßen Tugend des Glaubens und der durch die Gabe der Weisheit ergänzten, vollendeten Tugend des Glaubens versucht Pater Kentenich, wie schon vorhin im Falle der Gaben allgemein, durch einen bildhaften Vergleich zu verdeutlichen, und er wählt dafür das Beispiel von dem Blindgeborenen, der sehend wird. „Der Blindgeborene ist der Mensch, der im Lichte des Glaubens wandelt, der lediglich die Tugend des Glaubens in sich entfaltet hat, ohne daß die Gabe des Hl. Geistes wirksam geworden wäre.“ Ein solcher Blindgeborener „hört allerlei erzählen von der Schöpfung, von der Schönheit der Welt, vom Glanz des Firmamentes, von der Herrlichkeit der Flora.“ Doch was sich ihm tatsächlich enthüllt, wenn er von seiner angeborenen Blindheit geheilt wird, das ist unvergleichlich größer, schöner und herrlicher als alles, was er sich als Blinder vorstellte. „Das soll“ – nach dem Zeugnis der christlichen Erfahrung – „der Zustand der Seele sein, wenn die Gabe der Weisheit sie erfüllt. Auf einmal sieht sie helles Licht, Dinge, die andere kaum ahnen, und zwar nicht bloß mit Klarheit, sondern es wird auch in der Seele eine Wärme wach, eine Inbrunst, alle diesen großen Wahrheiten und Wirklichkeiten zu umfassen, dafür zu leben und zu sterben.“

Pater Kentenich nennt das Licht, das Helligkeit und Wärme zugleich vermittelt, im weiteren Verlauf seiner Darlegungen einen „übernatürlichen Geschmack“, und dies in zweifacher Bedeutung: (1) Der Mensch, dem dieses Licht in der Gabe der Weisheit geschenkt worden ist, bekommt Geschmack am Übernatürlichen, er hat Freude daran, so daß es ihm Schmerzen bereitet, wenn man ihn davon

trennen will; und (2) er schmeckt das Übernatürliche, er schmeckt es heraus aus all den vielen Dingen, die sich an ihn herandrängen. Er kann das Übernatürliche, vor allem auch verstanden im Sinne der Weisungen und Fügungen, des Willens Gottes, von dem unterscheiden, was Gott nicht will, was Gott zuwider und feindlich ist. Im letzteren Sinne ist das Licht der Gabe der Weisheit für Pater Kentenich identisch mit einem übernatürlichen „Witterungs- und Wirklichkeitssinn“.

Pater Kentenich liegt sehr daran, die Bedeutung dieses übernatürlichen Witterungs- und Wirklichkeitssinns seinen Zuhörern zu erschließen. Er betont seine Unersetzlichkeit für seine Gründung, das Schönstattwerk. Die Leitung der von ihm gegründeten Bewegung und ihrer einzelnen Gemeinschaften kann er sich ohne die Ausrüstung mit diesem übernatürlichen Witterungs- und Wirklichkeitssinn nicht gut vorstellen. „Wenn die einzelnen (Mitglieder einer Leitung) nicht alle den Hl. Geist haben, wenn sie nicht alle den übernatürlichen Spürsinn und Wirklichkeitssinn haben, was wird das für eine Leitung geben! Der eine auf *der* Ebene, der andere auf *jener* Ebene! Aber wenn wir alle einmütig auf ein und derselben Ebene im Kern uns befinden, wie schnell stellen wir dann eine Einheit dar, weil der Hl. Geist nicht zerteilt, sondern überall im selben Maße wirksam ist.“

Pater Kentenich ist in gleicher Weise davon überzeugt und geht von der Voraussetzung aus, daß der übernatürliche Witterungs- und Wirklichkeitssinn für ein Leben aus dem Glauben in heutiger Zeit überhaupt unerlässlich ist, und zwar nicht zuletzt deshalb, weil Leben aus dem Glauben heute vermutlich mehr denn je das erfordert, was er einen „Todessprung für Verstand, Wille und Herz“ bezeichnet. Hören wir ihn selbst dazu!

„Wir halten fest: Der Hl. Geist ist es, der mit seinen Gaben den habitus fidei (= eingegossene Tugend des Glaubens) in uns entfalten soll bis zur Vollreife, daß wir sagen können: Wir haben einen ausgesprochenen übernatürlichen Witterungs- und Wirklichkeitssinn, einen ausgesprochenen Spürsinn für das Übernatürliche... Es existiert eben nicht bloß eine geistige, sondern eine geistlich-übernatürliche Welt, die wir mit den blöden natürlichen Augen, auch mit dem bloß natürlichen Verstand nicht sehen können. Da brauchen wir ein anderes Sehorgan, und zwar ein ausgeprägtes Sehorgan, so wie der hl. Paulus das nennt: *Justus autem meus ex fide vivit*, mein Gerechter aber lebt aus dem Glauben... Das ist die große Krankheit der heutigen Zeit. Wir mögen heute begeisterte Menschen um uns scharen; aber wenige gibt es, wenn wir kraft des übernatürlichen Witterungssinnes den Todessprung machen müssen für Verstand, Herz und Willen. Ohne Todessprung geht das nicht. Der heutige Mensch möchte Sicherheit haben, rein menschliche Sicherheit. Wie er in wirtschaftlichen Dingen versichert

sein möchte, so will er auch in seinen Entschlüssen möglichst Sicherheit haben. Das geht nicht. Das ist ja das Wesen des Glaubens, daß der Glaubensgegenstand ins Dunkel gehüllt ist. Nicht umsonst sagt Paulus: Der Glaube ist ein Fürwahrhalten dessen, was man nicht sehen kann (Hebr. 11,1)...“

Ergebnisse

Wiewohl die Aussagen Pater Kentenichs über den Hl. Geist und seine Wirksamkeit, die wir hier vorgestellt haben, dem Verständnis kaum Schwierigkeiten bereiten dürften, mag ein kurzer Rückblick angebracht sein. In ihm soll es nicht so sehr um eine Rekapitulation, sondern um den Versuch einer Verdeutlichung der Originalität der Lehre Pater Kentenichs vom Hl. Geiste gehen.

1. An erster Stelle dürfen wir wiederholen, was wir eingangs schon betonten: Die herangezogenen Texte, die keine systematische, sondern angewandte Theologie darstellen und einen Zeitraum von fast vierzig Jahren umspannen, verbinden trotzdem Einheitlichkeit mit großer Klarheit. Pater Kentenich hat hier, wie man das auch an anderen Punkten bei ihm feststellen kann, schon früh eine klare Konzeption, die er im Laufe der Zeit immer weiter ausfaltet, ohne daß sein Denken dabei grundlegende Änderungen vollzieht oder gar Brüche erfährt. Grundlage und Leitstern seiner Theologie ist die Lehre der Kirche und bewährter, von der Kirche anerkannter Theologen. Diese Lehre stellt er hinein in den lebendigen Kontext der Zeit und der Menschen dieser Zeit und läßt sie gleichsam von diesem Kontext befragt und herausgefordert werden.

2. Der Hl. Geist war für Pater Kentenich nach dem Bekenntnis der Kirche vor allem der „Lebensspender“. Wie er im Schoße der Heiligsten Dreifaltigkeit die personhafte Mitteilung des göttlichen Lebens zwischen Vater und Sohn ist, so teilt er das göttliche Leben nach den Heilsplänen des Vaters auch an die Menschen mit, er vermittelt die Gotteskindschaft. Der Christ wird wiedergeboren „aus dem Wasser und dem Hl. Geiste“.

Aber der Hl. Geist ist nicht nur derjenige, der als Spender des Lebens der Gotteskindschaft den Anfang der christlichen Existenz wirkt, er ist auch ihr Vollerder. Er gestaltet kraft seiner Gegenwart im begnadeten Menschen das christliche Leben so, daß es mehr und mehr „Sein in Christus“ wird und schließlich zum „Vollalter Christi“ gelangt. Zu diesem Ende hat der Geist den Christen mit einem Organismus übernatürlicher Anlagen und Fähigkeiten ausgerüstet: mit den sittlichen und den göttlichen Tugenden und mit seinen Gaben.

In einem ganz besonderen Sinne ist der Hl. Geist für Pater Kentenich der Gott, der dem Christen auf seinem Lebensweg Geleit und Führung gewährt; dies vor

allem durch die Gabe der Weisheit, die Pater Kentenich, wie wir gehört haben, als Geschmack, als Spür- und Witterungssinn für das Übernatürliche, das Göttliche, nicht zuletzt in der Geschichte und im eigenen Leben charakterisiert.³ Es ist darum ein unvollkommenes Christentum, das den Geist mit seinen Gaben entweder überhaupt nicht oder nur in der Theorie kennt. Zu den wichtigsten Bitten in der Kirche von heute gehört deshalb nach Pater Kentenich die Bitte um den Hl. Geist, und zwar in der doppelten Form: „Komm, Hl. Geist, erfülle die Herzen deiner Gläubigen!“ und: „Sende deinen Geist aus, und das Angesicht der Erde wird erneuert.“

3. Von dieser Schau her wird deutlich, was nach Pater Kentenich Hl.-Geist-Bewegung oder Hl.-Geist-Strömung in der Kirche bedeutet und bedeuten kann. Nicht selten setzt man heute Hl.-Geist-Strömung mit charismatischer Strömung gleich und versteht darunter eine Strömung zur Weckung des jeweiligen Charismas, der jeweiligen besonderen Geistgabe in einzelnen Christen oder in einer christlichen Gruppe. Pater Kentenich hätte keine Schwierigkeiten, einer solchen Sicht beizutreten. Seine jahrzehntelange pädagogische Arbeit im großen und im kleinen galt in einer einzigartigen Weise der Entdeckung und Entwicklung der jeweiligen Charismen der Menschen, die sich seiner Führung anvertrauten. Der Überblick über seine Theologie des Hl. Geistes dürfte aber auch ergeben haben, daß Hl.-Geist-Strömung es für Pater Kentenich zunächst einmal mit dem christlichen Grundcharisma der Gotteskindschaft zu tun hat, das es im christlichen Leben unter der Einwirkung des Hl. Geistes auf der ganzen Linie zum Durchbruch zu bringen heißt. Hl.-Geist-Strömung, so könnte man dementsprechend sagen, bezwecke eine dreifache Förderung: die Förderung der Glaubenskenntnis von Person und Rolle des Hl. Geistes; die Förderung der Offenheit für den Hl. Geist und sein Wirken und schließlich die Förderung einer feinhörigen und feinfühligem Mitarbeit mit dem Hl. Geist hin auf das Hochziel der christlichen Heiligkeit. Wir haben gesehen, daß eine so verstandene Hl.-Geist-Strömung in den Augen Pater Kentenichs kein Luxus ist, den die Christenheit sich leisten kann, aber nicht unbedingt leisten muß, sondern daß wir darin das christliche Spezifikum vor uns haben, dessen Nichtbeachtung das Christentum einer inneren Schwächung ausliefert und der Welt vorenthält, was sie am meisten braucht.

4. Endlich geht aus den Aussagen Pater Kentenichs hervor, was Grund, Sinn und Inhalt eines Liebesbündnisses mit dem Hl. Geist sein könnte. Ein solches Liebesbündnis wäre nach ihm umso fruchtbarer, je tiefer es in Verbindung steht mit dem Liebesbündnis mit der Gottesmutter, dem großen Gefäß und Werkzeug des Hl. Geistes.

³ Von dieser Gabe der Weisheit ließ, wie man bei vertiefter Einsichtnahme in sein Leben feststellen kann, auch Pater Kentenich selber sich leiten. Ohne sie hätte er seine charismatische Sendung kaum erfüllen können.

Schönstatt als Gegenstand wissenschaftlicher Reflexion

Von Hans M. Czarkowski

Der Versuch einer Bestandsaufnahme der bisherigen öffentlich wissenschaftlichen Auseinandersetzung um und über Schönstatt will sich nur mit wichtigsten Aspekten befassen. Eine ganze Reihe von Vorgängen muß vorerst noch ausgeklammert bleiben: die Dokumentation der Gespräche von Autoren aus den Reihen der Schönstattbewegung mit P. J. Kentenich, die neuere wissenschaftlich relevante Arbeit Schönstatts in Lateinamerika in den Bereichen des sozialen Auftrags der Christen, der „religiosidad popular“ (Volksfrömmigkeit) und der Erziehungslehre der Bewegung. Nicht erörtert werden kann die innerkirchliche Auseinandersetzung um Schönstatt, da die dazu vorliegenden Dokumente noch nicht zugänglich sind, auch wenn sie vielfach durchaus wissenschaftlichen Ansprüchen genügen. Zurückgestellt werden muß vorerst noch alles, was der Gründer selbst in Milwaukee in den Jahren 1952 - 1965 an Reflexion über das Schönstattwerk geleistet hat.

In der nachfolgenden Darstellung geht es um eine Übersicht zum Verlauf der wissenschaftlichen Reflexion und Diskussion, um übergreifende Ergebnisse, die dieses geistige Schaffen kennzeichnen und um Zukunftsperspektiven, die sich jetzt schon erkennen lassen.

1. *Verlauf der Reflexion und Diskussion*

1.1. Die wissenschaftliche Auseinandersetzung im Kontext der katholischen Pädagogik zwischen den beiden Weltkriegen

Die systematische Reflexion über das pädagogische Wirken von P. J. Kentenich setzte auffallend früh ein, nahm aber zunächst in den Jahren vor und nach 1920 bis 1933 keine besonders intensiven Formen an. Schon im Jahre 1917 liefert A. Rademacher eine psychologische Analyse der religiösen Erziehungsweise der Marianischen Kongregation von Schönstatt. Er stützt sich bei seiner Untersuchung auf die ersten Jahrgänge der Zeitschrift „Mater ter admirabilis“ der jungen Kongregation. Die Wirksamkeit der darin dokumentierten marianischen Jugendpastoral führt er auch auf die seelsorgliche Konzeption und Befähigung von P. J. Kentenich zurück. Ein Zitat aus dem Jahre 1941 zeigt, daß sich P. J. Kentenich selbst früh über die Bedeutung einer wissenschaftlichen Grundlegung des Schönstattwerkes im klaren war. Im Blick auf die möglichen Gründe seiner Inhaftierung durch die Gestapo schreibt er: „Ich gelte als der geistige Kopf Schönstatts. Versteht man unter Schönstatt ein wissenschaftliches System einer

psychologisch orientierten Aszese, so mag das Wort insofern zutreffen, als ich 1919 erstmalig versuchte, das System wissenschaftlich zu begründen.“¹

Die sich in den dreißiger Jahren verstärkende Reflexion und Diskussion stellt die theologischen Voraussetzungen der marianischen Spiritualität und das Selbsterziehungskonzept der Bewegung in den Vordergrund. Bei den Texten lassen sich wissenschaftliche Darstellungen aus den Reihen der Bewegung und Arbeiten von Autoren aus dem Raum der katholischen Theologie und Pädagogik unterscheiden.

Den Auftakt der Veröffentlichungen bildet 1932 die biographische Schrift von H. Schulte „Omnibus omnia“ über das Leben und die innere Entwicklung von Josef Engling, der von P. J. Kentenich als führender Mitgründer des Werkes angesehen wird. P. J. Kentenich hatte schon kurz nach dem Tode Josef Englings (1918) auf eine reflexive Durchdringung der Entwicklung dieses jungen Schönstatters hingewirkt. Als 1933 A. Wurm an einigen theoretischen Positionen der Idealpädagogik, wie sie in „Omnibus omnia“ enthalten sind, Kritik übt, kommt es zwischen ihm und P. J. Kentenich zu einem länger dauernden Briefwechsel über das Konzept des Persönlichen Ideals. A. Wurm will die Auffassungen Schönstatts nicht akzeptieren und bricht von sich aus den Kontakt ab. Der Briefwechsel wird später führenden Kreisen der Bewegung als Schulungsmaterial zugänglich gemacht.

Auf die zunehmenden Fragen um Schönstatt im deutschen Katholizismus der frühen dreißiger Jahre antwortet P. J. Kentenich mit der Eröffnung der Publikationsreihe „Schönstattstudien“. Der 1. Band „Schwebende Fragen“ wird von ihm selbst verfaßt und 1935 gedruckt. Es werden in dem Text grundlegende Fragen um das pädagogische Konzept der Bewegung, ihre Struktur und Zielsetzung sowie um die Grundlagen der marianischen Spiritualität geklärt.

Bereits ein Jahr später, 1936, legt A. Menningen den 2. Band der „Schönstattstudien“ der Öffentlichkeit vor: „Die Erziehungslehre Schönstatts, dargestellt am Lebensbilde Josef Englings“. Aus der geistigen Entwicklung Josef Englings leitet A. Menningen Inhalte, Verlauf und Struktur der Pädagogik Schönstatts ab.

Im gleichen Jahr befaßt sich der Pädagoge F. Schneider ausführlich mit der Selbsterziehungslehre Schönstatts und kommt 1937/38 in einem in der Zeitschrift „Hochland“ veröffentlichten Artikel zu einer positiven Wertung der pädagogischen Auffassungen Schönstatts. Zugleich verweist er auf begriffliche und inhaltliche Parallelen zwischen Schönstatt und der pädagogisch-psychologischen Denkweise von E. Spranger. Der Gründer hat später mehrfach auf diesen Artikel verwiesen.

In manchen Arbeiten wird zumindest am Rande auf schönstättische Anregungen eingegangen: L. Bopp erörtert 1937 die Anwendung der Idealpädagogik in der Gemeindepastoral am Beispiel des „Gemeindeideals“ und C. Feckes befaßt sich 1938 mit der marianischen Komponente Schönstatts.

Kurz vor den Kriegswirren erreicht die Reflexion und Diskussion einen Höhepunkt. Denn 1939 erscheint zunächst die „Organische Aszese“ von H. Schmidt, die schnell mehrfach neu aufgelegt wird. In einer Besprechung erkennt der bekannte Jesuit und Psychologe J. Lindworsky zwar die psychologische Ausrichtung der schönstättischen Erziehungslehre an, nimmt aber den Ansatz der Theorie des Persönlichen Ideals nicht sachgerecht wahr. Vor allem wohl deshalb, weil er in seinem Buch „Psychologie der Aszese“ (1935) das Berufsideal betont hatte. In einem Brief an die „Zeitschrift für Aszese und Mystik“, in der die sehr ausführliche Besprechung von J. Lindworsky erschienen war, übt P. J. Kntenich scharfe Kritik an der Ungenauigkeit der Rezension. Noch im gleichen Jahr erscheint daraufhin eine sachlichere, aber wesentlich kürzere Besprechung der „Organischen Aszese“ durch E. Raitz von Frentz. Diese Diskussion ist deshalb bedeutsam, weil in der „Organischen Aszese“ die pädagogischen Tagungen von P. J. Kntenich aus der ersten Hälfte der dreißiger Jahre weitgehend mit berücksichtigt worden sind, obwohl H. Schmidt die Ansätze von P. J. Kntenich vereinfacht und um der eigenen Systematik willen in manchen Punkten reduziert. Im gleichen Jahr erscheint noch „Unter dem Schutze Mariens“ (1939), eine von F. Kastner zusammengestellte Sammlung von Dokumenten aus der Gründungszeit Schönstatts, die zum größten Teil aus der Feder von P. J. Kntenich stammen.

Damit ist in den dreißiger Jahren das pädagogische Konzept Schönstatts in seinen Grundzügen und in seiner Praxis vor allem am Beispiel Josef Englings umschrieben worden. Schon 1933 hat P. J. Kntenich in der unter dem Titel „Schönstattgeheimnis“ später bekannt gewordenen Tagung auf die Notwendigkeit solchen wissenschaftlichen Forschens für die führenden Kräfte der Bewegung hingewiesen: „Wenn jetzt nicht bei uns die kommenden Generationen die wissenschaftlichen und vollwertigen Träger der Gesamtidee sind, wollen Sie sehen, wie das wird. Dann gibt es einen kranken Organismus.“²(Gemeint ist die Schönstattbewegung als „Sozialorganismus“, d. Verf.).

1.2. Die Weiterführung der wissenschaftlichen Arbeit in der Zeit nach 1945 und während der Prüfung Schönstatts durch die Kirche

Die Verfolgung der Bewegung durch den Nationalsozialismus, die Inhaftierung des Gründers im Konzentrationslager Dachau und die Kriegssituation unterbrechen die in den dreißiger Jahren in Gang gekommene Reflexion. In der „Krö-

nungswoche“, der Oktoberwoche 1946 verweist P. J. Kentenich im Zusammenhang mit der Darstellung der Organismuslehre der Persönlichkeitsbildung erneut auf die Notwendigkeit wissenschaftlicher Reflexion in Schönstatt: „Ich glaube unsere Hochschule hat viel Arbeit, wenn sie das riesige Gedankenmaterial noch einmal überarbeitet, d.h. noch einmal durcharbeitet. Ich glaube nicht, daß wir in absehbarer Zeit viel Originelles von der Hochschule erwarten sollen, sondern ihre Aufgabe wird sein, das ganze System nochmal darzustellen und den folgenden Generationen zuverlässig zu übermitteln. Wer heute neue Arbeit sucht, ohne daß er das Alte kennt, der leistet Sisyphusarbeit. Wie wenige in der Familie kennen das ganze System. Wir brauchen zumal in der Elitegemeinschaft Persönlichkeiten, die die Ideen kennen, sie zielsicher anwenden und weitergeben können.“³

Bereits zwei Jahre später, 1948, gibt H. M. Köster von der Hochschule in Valendar unter dem Titel „Neue Schöpfung - Beiträge zu pastoralen Gegenwartsfragen“ eine Sammlung von pastoraltheologischen Aufsätzen heraus, von denen vor allem der Text von A. Menningen „Wege zur Menschenbildung in der heutigen Seelsorge“ nach einer Bestandsaufnahme der Seelsorge in den vierziger Jahren Grundzüge einer pastoralen Pädagogik aus der Geistigkeit Schönstatts entwickelt, die die Denkstrukturen der schönstättischen Erziehungslehre in die allgemeine Pastoral umsetzen. A. Menningen befaßt sich in seinem Aufsatz auch mit den Argumenten von H. Hengstenberg über Begriff und Konzept der Idealpädagogik (1947). Im gleichen Jahr nimmt P. J. Kentenich im Oktoberbrief 1948 erneut Stellung zum wissenschaftlichen Arbeiten in und über Schönstatt: „Die gesicherten wissenschaftlichen Resultate, einerlei von welcher Seite sie kommen, sollten in unseren Reihen Gestalt und Form annehmen. Dieser Standpunkt bleibt nach wie vor derselbe. Wir betrachten es aber als eine große Gnade, daß wir nunmehr eine eigene Hochschule haben, die es als Lebensaufgabe ansieht, mit wissenschaftlicher Genauigkeit und Sorgfalt die Grundlagen unserer Lebens- und Erziehungsbewegung zu prüfen, zu sichern, zu befestigen, zu vermehren, sie in der Fachwissenschaft zu vertreten und gegen Angriffe jeder Art zu verteidigen; die sich bemüht mit Wissenschaft gleichzeitig Weisheit zu verbinden, und deshalb auf das benachbarte Anbetungsinstitut angewiesen ist, mit dem sie sich schwesterlich verbunden fühlt. In der kurzen Existenz hat sie bereits Leistungen zu Tage gefördert, die bei der Ungunst der heutigen Situation volle Anerkennung verdienen und zu großen Hoffnungen für die Zukunft berechtigen.“⁴

Auch außerhalb der Bewegung lebt nach dem Krieg die Diskussion um Grundfragen der schönstättischen Pastoral und Pädagogik bald wieder auf. W.J. Revers kommt in einer Analyse des Phänomens des Massenmenschen in der Kriegsgefangenschaft zu Ergebnissen, die mit den Grundauffassungen des Gründers der Schönstattbewegung zu diesem Fragenkreis übereinstimmen.

Eine kritische Wertung der Untersuchung von W.J. Revers in der Zeitschrift „Stimmen der Zeit“ im Jahre 1948 gelangt ebenfalls zu der Überzeugung, daß das Phänomen der Vermassung durch den Zerfall der Persönlichkeit ausgelöst wird, der durch das „Weltgrundgesetz der Liebe“, d.h. durch die Pflege der zwischenmenschlichen, personalen Bindungen aufgehoben und aufgehoben werden kann.

In den Versuchen, nach dem Krieg eine Pastoralpsychologie zu konzipieren, greift W. Demal in seiner „Praktischen Pastoralpsychologie“, die zentralen Aussagen der „Organischen Aszese“ auf. F. Schneider kommt in der „Praxis der Selbsterziehung“ (1952) erneut auf die Lehre vom Persönlichen Ideal zurück und gibt am Beispiel Josef Englings praktische Hilfen zur Idealfindung. Noch von Lateinamerika aus nimmt P. J. Kentenich 1952 im sogenannten „Josefsbrief“ erneut Stellung zu Fragen über das wissenschaftliche Arbeiten in Schönstatt: „Unsere Hochschule hat ein Schönstatt-Seminar eingerichtet. Wenn es Ihnen recht ist, mögen Sie den Leitern alle diese Fragen zur Verfügung stellen. Sie sind fähig, Initiative und ernste Forschungsarbeit zu wecken und hochzuhalten. Es ist bedauerlich, daß Sie nicht eine ähnliche Einrichtung für ihren Kreis schaffen können. Nicht nur in der jetzigen Lage, sondern auch für die Zukunft ist es von Bedeutung, daß eine geistige Elite klare Prinzipien hat. Dann fällt es leichter, aus großer Zusammenschau und ausgeprägter Grundeinstellung heraus die einzelnen Fälle griffsicher zu lösen. Die wurzellose bewegte Zeit, der wir entgegengehen, verlangt eine lichtvolle solide Prinzipienlehre; Kasuistik will in der Schulungszeit in der Hauptsache als praktischer Anschauungsunterricht für die eindeutig herausgearbeiteten Grundsätze gelten.“⁵ Wichtig an diesem Text ist vor allem, daß P. J. Kentenich durchaus die Möglichkeit einer pluralen Institutionalisierung wissenschaftlichen Arbeitens in Schönstatt bejaht.

In den nachfolgenden Jahren der Verbannung von P. J. Kentenich in den USA wird es allerdings nicht völlig ruhig um Schönstatt in der wissenschaftlichen Diskussion: in der 2. Auflage von C. Feckes Buch über „Die Lehre vom christlichen Vollkommenheitsstreben“ (1953) verweist der Autor auf die Verdienste Schönstatts für die Praxis einer psychologisch motivierten Idealpädagogik. 1957 wird in Santiago/Chile an der katholischen Universität eine Arbeit über die Bedeutung des Bindungsorganismus in der Pädagogik Schönstatts geschrieben. Im Lexikon für Pädagogik (3. Auflage 1962) können A. Menningen und W. J. Revers einen Artikel über die Erzieher- und Erziehungsbewegung Schönstatts veröffentlichen. Diese langfristige Auseinandersetzung über das Persönliche Ideal spielt auch noch hinein in zwei spätere Veröffentlichungen zur Pastoralpsychologie: J. Goldbrunner befaßt sich mehr im Anschluß an H. Hengstenberg kritisch mit dem Persönlichen Ideal in seinem Werk „Realisation“ (1966) und G. Griesl kommt in seinen „Pastoralpsychologischen Studien“ (1966) ebenfalls,

doch durchaus positiv, auf das Persönliche Ideal zu sprechen. Schließlich erscheint 1962 von B. Avalos in New York/USA eine Schrift mit dem Titel „A Christian Philosophy of Education“, in der sich die Autorin gehend mit den Grundlagen der Erziehungslehre der Schönstattbewegung auseinandersetzt.

1.3. Neuaufbruch wissenschaftlicher Reflexion im Umkreis der Rückkehr des Gründers und nach seinem Tode

Es ist wohl ein einzigartiges Phänomen, daß der Beginn der neueren wissenschaftlichen Auseinandersetzung um Schönstatt wesentlich mit initiiert wurde durch einen äußerst kritisch gemeinten Angriff von außen. H. Mohr schrieb 1962 in Ost-Berlin das Buch „Das Katholische Apostolat. Zur Strategie und Taktik des Politischen Katholizismus.“, in dem Ziele und Methoden des Schönstattwerkes von einer ideologisch-marxistischen Position her untersucht und in teilweise sehr verzeichneter Weise angegriffen werden. Ein Jahr später erscheint das von J. Lammerskötter herausgegebene Buch „Schönstatt. Zur Geschichte und Struktur einer apostolischen Bewegung“, das auf Vorträge und Texte von A. Menningen zurückgeht. In einem Anhang wird der schönstättische Text mit einigen wichtigen Grundaussagen von H. Mohr konfrontiert. Damit werden zugleich Ernst und Bedeutung gründlicher Reflexion über Schönstatt unterstrichen. Sicher ist dadurch auch die Aufmerksamkeit für das Buch „Schönstatt“ vergrößert worden. Die Verselbständigung der Bewegung im Jahre 1964 und die Heimkehr des Gründers nach Schönstatt 1965 schaffen einen neuen innerkirchlichen und auf die Dauer auch gesellschaftlichen Freiraum zur Reflexion über Schönstatt. In der Gründung der Internationalen Zeitschrift für die Schönstattbewegung, die in der Einführungsnummer 1965 zunächst unter dem Titel „Signum“ erschien und ab dem 2. Heft des 1. Jahrgangs 1966 unter dem Namen „Regnum“ herausgegeben wird, wurde eine Plattform geschaffen, auf der vor allem monographische Einzelstudien über Schönstatt von wissenschaftlichem Niveau breiteren Kreisen zugänglich gemacht werden können.

a) Übersicht zur Zeitschrift „Regnum“ von 1965 - 1977

Das redaktionelle Konzept von Regnum enthält neben grundlegenden Aufsätzen, die in den Inhaltsverzeichnissen als „Abhandlung“ geführt werden, Buchrezensionen, kurze Leitartikel und aktuelle Texte in der Rubrik „Blick in die Zeit“. In dieser Übersicht sollen nur die „Abhandlungen“ berücksichtigt werden. Von der Einführungsnummer 1965 bis zum Heft 1/77 des 12. Jahrgangs sind in Regnum 183 Abhandlungen veröffentlicht worden. In ihrer thematischen Struktur spiegeln sie den umfassenden Horizont der Schönstattbewegung wieder. Im Unterschied zu dem starken pädagogischen Akzent der früheren Auseinandersetzung und den mehr fachwissenschaftlichen

Akzenten der in den siebziger Jahren veröffentlichten Einzelstudien spiegeln die Aufsätze in Regnum den umfassenden geistigen Horizont der Schönstattbewegung wieder. Von den 183 Abhandlungen befassen sich 27 Studien mit der Spiritualität der Schönstattbewegung, 26 Aufsätze nehmen zu theologischen Zeitfragen Stellung, 23 Texte sind historische Quellenstudien zur Geschichte Schönstatts oder erschließen Dokumente, die für das Verständnis der Bewegung bedeutsam sind. In 15 Aufsätzen wird der Versuch unternommen, die Person des Gründers in der Schönstattbewegung in seiner Stellung in der Kirche und seiner Funktion in der Bewegung zu erfassen. Zumeist für die Bewegung oder die gegenwärtige kirchliche Situation aktuellen Fragen werden 32 Quellentexte von P. J. Kentenich zu verschiedenen Themenbereichen erschlossen. 11 Aufsätze in Regnum erörtern soziologische, gesellschaftstheoretische oder politische Fragen, 6 Aufsätze befassen sich mit der Schönstattpädagogik und der Priesterbildung, 5 Aufsätze untersuchen die psychologischen Voraussetzungen des Glaubensvollzugs, 2 Aufsätze behandeln allgemeinere psychologische Fragestellungen, 4 Studien reflektieren auf philosophischer Ebene zentrale Grundvoraussetzungen schönstättischer Pädagogik und Pastoral, 3 Aufsätze erörtern moraltheologische Fragen und Probleme der Ehepastoral, ein Aufsatz über das Vaterproblem stammt aus dem Bereich der Literaturwissenschaft und je 5 Abhandlungen befassen sich mit den theologischen Grundlagen der Säkularinstitute bzw. beschreiben am Beispiel Mario Hiriarts die Verbindung von laikaler Spiritualität mit einem Leben nach den Evangelischen Räten.

Insgesamt sind diese 183 Artikel von 54 Autoren verfaßt worden. Dabei haben allerdings 40 Autoren nur zwei (meist Fortsetzungsartikel) oder einen Aufsatz geschrieben. 13 Autoren haben den Großteil aller Texte verfaßt, zwischen 3 - 32 Aufsätze pro Autor. Nur 7 Autoren haben mehr als die Hälfte aller Abhandlungen geschrieben, nämlich 112 Aufsätze, im einzelnen jeweils zwischen 5 - 32 Texten. Daraus ist zu schließen, daß bis zur Gegenwart nur eine kleine Autorengruppe von Priestern und Laien sich regelmäßig auf wissenschaftlichem Niveau mit Schönstatt auseinandersetzt. Wenn man von der Autorengruppe der 13 ausgeht, sind es ohne P. J. Kentenich neun Priester, acht Schönstattpatres und ein Diözesanpriester, sowie drei Laien, von denen zwei Mitglieder von Verbänden sind. Diese Gruppe ist weitgehend identisch mit den Trägern der wissenschaftlichen Publikation im Raum Schönstatts in den siebziger Jahren, die im folgenden Abschnitt kommentiert werden sollen.

- b) Wissenschaftliche Studien in der zweiten Hälfte der sechziger und der ersten Hälfte der siebziger Jahre

Im Zeitraum zwischen 1968 bis 1973 konnten eine Reihe wissenschaftlicher Studienergebnisse über Schönstatt publiziert werden, in denen Autorinnen und Autoren aus den Reihen der Schönstattbewegung ihre Untersuchungsergebnisse zugänglich machen.

1968 erschien die theologische Schrift von A. Menningen „Christ in welthafter Existenz“, in der die theologischen Grundlagen der Säkularinstitute Schönstatts verglichen werden mit entsprechenden Aussagen des II. Vatikanum. Einzelthemen sind: Theologie der Welt, Theologie des Laikates, der Weihe, des Charismas und der geistlichen Vaterschaft. A. Menningen kommt u.a. zu dem Ergebnis, daß in der Theologie der Säkularinstitute Schönstatts Vorausplanungen möglich sind, die über die belegbaren Positionen des Konzils bereits hinausgehen. Dies gilt insbesondere für die Überwindung des Dualismus der welthaftern und christlichen Existenz des Laien durch ein ganzheitliches Heilskonzept, das aus dem Leben der Institute Schönstatts abgelesen werden kann.

1969 wurde erstmalig in einem anerkannten wissenschaftlichen Verlag, Verlag Anton Hain - Meisenheim am Glan, eine Schrift herausgebracht, die sich als soziologische Studie „zur Soziologie der Säkularinstitute in der Katholischen Kirche“ unter dem Titel „Der Ordenspartisan“ auch eingehender mit den Schönstatter Säkularinstituten befaßt. Der Autor, N. Martin, macht vor allem auf die spezifischen Organisationsformen der Schönstatter Säkularinstitute aufmerksam.

1970 wird ein Teil der 1968 in Mainz als philosophische Dissertation angenommene Arbeit von Herta Schlosser über „Marxismus und Religion“ publiziert. In einem eigenen Teil wird die marxistisch-leninistische Deutung religiöser Phänomene am exemplarischen Fall des Buches von H. Mohr über die internationale Schönstattbewegung illustriert. Die Analyse macht es möglich, die philosophischen Grundlagen einer religiösen christlichen Bewegung abzugrenzen von ideologischen Positionen einer atheistischen Gesellschaftstheorie.

1971 legt die Verfasserin einen weiteren Auszug ihrer Dissertation vor, in dem sie die anthropologische Konzeption des Leitbildes des neuen Menschen und der neuen Gemeinschaft umschreibt und die theologischen Grundvoraussetzungen der Schönstattbewegung skizziert. N. Martin unterstreicht in seiner Besprechung des Buches „Der neue Mensch – Die neue Gesellschaftsordnung“, daß die anthropologischen Überlegungen von Herta Schlosser noch eingehend mit dem Gründer besprochen werden konnten. In einem zweiten Teil ediert die Autorin wichtige pädagogische und philosophische Texte aus der Feder P. J. Kentenichs.

Im Jahr 1970 und 71 schreibt die Autorin in Regnum 7 Aufsätze zu den beiden Themenkreisen, die als monographische Studien Einzelfragen vertiefen und Positionen weiterentwickeln. Ein interessanter Versuch ist das Angehen gesellschaftstheoretischer Fragen im Blick auf eine neue gesellschaftstheoretische Alternative gegenüber Marxismus und Kapitalismus.

Aus einer Initiative zur Institutionalisierung der wissenschaftlichen Durchdringung Schönstatts sind ebenfalls zwei Schriften hervorgegangen. Am 8.7.1970 konstituierte sich eine theologische Arbeitsgemeinschaft von studierenden Priestern und Priesterkandidaten des Verbandes der Schönstattpriester unter dem Namen „Josef-Kentenich-Institut“. Die Arbeitsgemeinschaft will sich um die theologische Erfassung und Darstellung des Charismas von P. J. Kentenich bemühen. Zunächst erschien im Selbstverlag des Instituts eine mariologische Untersuchung mit den Ergebnissen eines Seminars „Maria, der neue Mensch in Christus“ und dann 1971 „Das Gehorsamsverständnis bei Pater Joseph Kentenich. Jahrestagung des Joseph-Kentenich-Instituts 1971, Berichte und Referate“.

Auf die Betonung der historischen Studien in der jüngsten Epoche wissenschaftlichen Arbeitens in Schönstatt ist schon bei der Übersicht der Regnumartikel hingewiesen worden. Die Texte aus Regnum bereiten die Ausgabe einer geschichtlichen Untersuchung über die Zeit von 1941 - 1945 vor. 1972 kann das von P. Monnerjahn verfaßte Buch „Häftling Nr. 29 39 2“ der Öffentlichkeit vorgelegt werden. Es fand wohl mit das breiteste Interesse in der Öffentlichkeit und wurde mehrfach neu aufgelegt. Wie auch die anderen bisher erwähnten Arbeiten ist auch bei dieser Schrift noch eine direkte Rückführung auf eine motivierende Initiative des Gründers möglich. Die auf Quellenbelegung sich stützende Darstellung der Verfolgung des Gründers durch die Gestapo gibt einen lückenlosen Einblick in Leben und Wirken von P. J. Kentenich in diesen Jahren. Das Buch wird inzwischen durch die Biographie „P. Joseph Kentenich. Ein Leben für die Kirche“ ergänzt. (1975). Die Schrift erschließt, wenn auch noch ohne Quellenangaben, so doch auf gesicherter Grundlage erstellt, die Biographie des Gründers und gibt somit generell für wissenschaftliches Arbeiten wichtige Orientierungshilfen, da Person und Werk des Gründers nicht voneinander zu trennen sind.

1973 gibt der Schönstattverlag die auf einer Dissertation beruhende pädagogische Untersuchung vom M.E. Frömbgen heraus. Der Ansatz von M. Bleyle zur Pädagogik Schönstatts wird hier auf die wissenschaftliche Ebene gehoben. Im gleichen Jahr erscheint die „Psychologie als Organismuslehre“ des Verfassers, in der auf textanalytischem Wege eine Bestandsaufnahme der psychologischen Position von P. J. Kentenich vorgenommen wird. Der Ver-

gleich mit entsprechenden Befunden der wissenschaftlichen Psychologie läßt erkennen, daß P. J. Kantenich in universaler Weise psychologische Befunde als Grundlage für seine pädagogische Theorie und Praxis herangezogen hat. In einem eigenen ganzheitstheoretischen psychologischen Denkansatz entwickelt er Linien für eine eigene psychologische Schulrichtung, insbesondere für den Bereich der Tiefenpsychologie. In seiner Einführung unterstreicht W. J. Revers die Bedeutung der wissenschaftlichen Konfrontation der Position Schönstatts mit allgemeinwissenschaftlichen Befunden. Aus dem Rückblick in die fünfziger Jahre von W. J. Revers wird deutlich, daß auch diese psychologische Untersuchung letztlich auf eine Initiative des Gründers zurückgeht.

- c) Rezeption der wissenschaftlichen Arbeit über Schönstatt im deutschen Katholizismus und in den Fachwissenschaften

Man müßte meinen, daß ein solcher Durchbruch wissenschaftlicher Reflexion eines Werkes vielfältig rezipiert worden ist. Dies ist aus nicht ohne weiteres verständlichen Gründen bislang noch nicht geschehen, denn auch die zur Zeit zugänglichen Rezensionen sind bis auf Kommentare zu dem Buch „Häftling Nr. 29 39 2“ meist aus den Reihen der Bewegung selbst verfaßt oder veranlaßt worden und haben über die katholische Presse, z.B. Deutsche Tagepost, Rheinischer Merkur, Anzeiger für die katholische Geistlichkeit, nur allgemeine Kreise erreicht, aber nicht zu einer detaillierten wissenschaftlichen Auseinandersetzung über Schönstatt geführt. Dies mag vor allem daran liegen, daß die in all diesen Arbeiten zum Ausdruck kommende für Schönstatt spezifische ganzheitstheoretische Konzeption nicht in das heutige Konzept aufgegliederter Fachwissenschaften ohne weiteres einzuordnen ist. In der Fülle der heutigen Publikationen im Bereich der Philosophie, Theologie, Pädagogik, Soziologie und Geschichtswissenschaft bleiben diese Studien vorerst noch Einzelwerke, die in ihrem Zusammenhang auch nicht gesehen werden. Die Beziehungen zu anderen Publikationen wie z.B. von W. J. Revers, die in ihren theoretischen Ansätzen mit Positionen Schönstatts übereinstimmen, können auf diese Weise außerhalb der Bewegung und oft vielfach in der Bewegung noch nicht transparent werden. In der heutigen Theologie, Religionspädagogik und Pastoral scheinen wissenschaftliche Voraussetzungen als verbindlich angesehen zu werden, die für eine offene Rezeption dieser wissenschaftlichen Arbeit nicht genügend Raum geben.

2. Zum Ertrag der bisherigen wissenschaftlichen Arbeit

Will man im Sinn einer integrierenden Zusammenschau die übergreifenden Ergebnisse der bisherigen, beschriebenen wissenschaftlichen Reflexion und Dis-

kussion um und über Schönstatt zusammenfassen, lassen sich folgende allgemeine Befunde festhalten:

a) Initiative des Gründers

Der beschriebene historische Verlauf der Auseinandersetzung ist nicht denkbar ohne eine doppelte Initiative des Gründers: zunächst hat er selbst in seinen Tagungen ein praxisorientiertes, aber durchaus – wie die Editionen seiner Tagungen und Texte zeigen – auf wissenschaftlichem Niveau reflektiertes Grundmaterial angeboten. Dann hat er selbst schon seit den dreißiger Jahren auch nach außen hin auf die Notwendigkeit einer weiteren wissenschaftlichen Reflexion hingewiesen und sie selbst – wenn sie durch politische oder sonstige Einflüsse zum Stillstand gekommen war – wieder in Gang gebracht. Auch der Neuaufbruch wissenschaftlichen Arbeitens nach seiner Rückkehr, der sich in Regnum und in den publizierten Dissertationen wie Studien niedergeschlagen hat, geht noch zum größten Teil auf seine persönliche Initiative gegenüber den Autoren oder ihren Lehrern zurück. Zum Teil hat er einzelne Aspekte der Arbeiten auch inhaltlich noch mitbestimmt und ihre Richtung festgelegt.

Eine solche Initiative erscheint nur auf den ersten Blick für den Bereich der Wissenschaft ungewöhnlich. In den Naturwissenschaften, aber auch z.B. in der Missionstheologie ist es ein bekanntes Phänomen, das schöpferische Neuansätze nicht unbedingt zunächst im Raum der universitären Schulwissenschaft entstanden sein müssen. Die Institutionen wissenschaftlichen Arbeitens sind heute viel pluraler als in früheren Jahrzehnten. Diese plurale gegenwärtige Wissenschaftsorganisation begünstigt auch den außeruniversitären Aufbruch Schönstatts. Er hat allerdings durch die Dissertationen inzwischen eine Anbindung an die Fachwissenschaften gefunden. Die Entwicklung zeigt weiter, daß letztlich wissenschaftliche Reflexion in Schönstatt nur von innen her erfolgreich war, alle Versuche von außen, sich mit Schönstatt auseinanderzusetzen, sind bislang nicht sachgerecht verlaufen.

b) Grundlinien einer eigenen Schulrichtung

Aus dieser Verankerung in der Gründerinitiative läßt sich ableiten, daß es sich bei den Publikationen über Schönstatt gleichsam um eine eigene wissenschaftliche Schule handelt, die spezifisch fachwissenschaftliches Arbeiten kennt und als notwendig bejaht. Übergreifendes Kennzeichen ist stets ein ganzheitstheoretisches Denken, das zuerst ausführlicher in dem bereits erwähnten Aufsatz von A. Menningen (1948) über „Grundzüge einer pastoralen Pädagogik“ umschrieben worden ist, aber auch in den anderen Arbeiten als zugrundeliegendes gemeinsa-

mes Denkprinzip und als Voraussetzung nachweisbar ist und meist auch eigens reflektiert wird. Seit kurzem nimmt dazu H. King in der Artikelserie in Regnum (1977) über das „Mechanistische Denken als Grundverständnis der Neuzeit“ Stellung. Gegenwärtig ist in der empirischen Forschung die Frage nach der Relevanz der Wissenschaft für die Praxis ein zentrales Thema. Der enge Zusammenhang zwischen Theorie und Praxis ist in Schönstatt aus dem ganzheitlichen Denkansatz heraus von vornherein gegeben, ja man kann sagen, daß vieles zunächst in der Praxis gelebt wurde, bis daß es wissenschaftlich erfaßt werden konnte.

Bei aller pluralen fachspezifischen Forschungsweise der genannten Autoren fällt als weitere Denkgemeinsamkeit ins Gewicht, daß im Rahmen eines organischen Denkens stets der Einschluß der transzendenten Dimension beibehalten wird, ein grundsätzlicher oder nur methodischer Ausschluß der Transzendenz wird auch in den humanwissenschaftlichen Studien Schönstatts nicht vollzogen.

c) Stellung der Autoren

Die Autoren stehen meist selbst im Lebensaufbruch Schönstatts. Daher setzt sich in ihrem Denken, wie es P. A. Menningen 1970 formuliert, die Denkstruktur des Gründers, die sich auch in seinem Werk findet, als Richtbild fort. Folglich bleibt in der Gründerbeziehung die Einheit der Autoren gewahrt, so daß trotz institutioneller Vielfalt des Forschens ein geistig-personales Einheitsmoment wirksam bleibt.

d) Ebenen der Arbeit

Gegenwärtig lassen sich in Schönstatt folgende Ebenen wissenschaftlichen Arbeitens erkennen.

1. Die Edition von Schriften von P. J. Kentenich durch den Patris-Verlag und den Schönstatt-Verlag, sowie die interne Dokumentation von Gründertexten in den Selbstverlagen der Schönstatt-Gliederungen.
2. Die Reflektion über Schönstatt in fachwissenschaftlichen Bereichen. In Form monographischer Aufsätze geschieht dies in der Zeitschrift Regnum. In grundlegenden, umfassenden Auseinandersetzungen, in Dissertationen und Veröffentlichungen.
3. Die fachwissenschaftliche Weiterführung der Denkansätze und -modelle Schönstatts vollzieht sich z.Z. bereits in den Gesellschaftswissenschaften, der Familiensoziologie, der pädagogischen Psychologie und in Ansätzen

auch in der psychologischen und pädagogischen Grundlegung der kirchlichen Bewußtseinsbildung für die Dritte Welt.

3. Zukunftsperspektiven

Seit 1973, d.h. seit fast vier Jahren, ist keine ausführlichere Einzelstudie über Schönstatt mehr publiziert worden. Die Autoren stehen vielfach in der Praxis und kommen nur wenig zur Fortsetzung ihrer Arbeiten im Hinblick auf Schönstatt. Es wäre also eine Kontinuierung der bisherigen Initiativen anzustreben. Bei aller Vielfalt der Initiativen, sollte dies in Koordination und Kooperation geschehen. Gegenüber der wissenschaftlichen Reflexion der dreißiger und vierziger Jahre ist die pädagogische Akzentsetzung gegenwärtig zurückgetreten, dürfte aber in den spanischen Publikationen in Lateinamerika z.Z. stärker zum tragen kommen. Dafür wurde aber andererseits eine fachliche Breite gewonnen, die ebenfalls nicht aufgegeben werden sollte.

Eine Übersicht über die veröffentlichten und noch nicht veröffentlichten Quellentexte aus der Feder von P.J. Kentenich dürfte durch den Schriftenprozeß zu seiner Seligsprechung gefördert werden. Um die bisherigen Ergebnisse festzuhalten und z.B. auch in die Fachwissenschaft integrieren zu können, müßte ein gegenseitiger Austausch angestrebt werden, dies könnte in Fachseminaren für spezielle Berufsgruppen geschehen, wie sie z.B. in Lateinamerika in jüngster Zeit für pädagogische, psychologische und medizinische Berufsgruppen durchgeführt werden.

- 1) P.J.Kentenich, Brief aus dem Karmelgefängnis an P. Mühlbeyer vom 21.10.1941
- 2) P.J. Kentenich, in: Das Schönstattgeheimnis. Weihnachtstagung für die Weihekurse. Vervielfältigung 1970, 148 S. nicht ediert, hier: S. 91
- 3) P.J. Kentenich, in: Krönungswoche 1946. Vervielfältigung 156 S. nicht ediert, hier: S. 101 f.
- 4) P.J. Kentenich, in: Oktoberbrief 1948, Vervielfältigung 1959, 50 S. nicht ediert, hier: S. 37
- 5) P.J. Kentenich, in: „Josefsbrief“, Ausgabe: Hrsg. J. Schmitz, Das Lebensgeheimnis Schönstatts, I, Geist und Form, Vallendar 1971, hier: S. 33.

Nicht Archaismus, sondern Treue

Die am 27. Januar 1977 in Rom der Öffentlichkeit übergebene Erklärung der Glaubenskongregation vom 15. Oktober 1976 zur Frage der Zulassung der Frauen zum Priesteramt hat, wie vielleicht kein kirchliches Dokument seit „Humanae vitae“, Beachtung, aber auch Betroffenheit und Widerspruch ausgelöst. Das ist nicht verwunderlich. Die Erklärung gilt einem heißen Thema. Beginnend 1958 mit der lutherischen Staatskirche Schwedens, ist man im Laufe der letzten Jahre in den aus der Reformation des 16. Jahrhunderts hervorgegangenen getrennten Kirchen und kirchlichen Gemeinschaften in immer stärkerem Maße dazu übergegangen, Frauen mit dem Dienst der amtlichen Seelsorge zu betrauen. Von besonderer Bedeutung war in dieser Hinsicht eine Entscheidung der anglikanischen Kirche von England im Juli 1975, die der Primas dieser Kirche, Erzbischof Coggan von Canterbury, dem Hl. Vater schriftlich mitteilte, wonach „innerhalb der anglikanischen Gemeinschaft langsam, aber ständig sich die Überzeugung ausbreite, daß für die Priesterweihe von Frauen, grundsätzlich gesehen, keine wesentliche Schwierigkeiten bestünden“.

Parallel dazu und davon beeinflusst, war im gleichen Zeitraum auch in der katholischen Kirche immer lauter die Frage aufgekommen, ob im Zuge der nachkonziliaren Erneuerung, des „aggiornamento“, nicht auch die katholische Kirche ihre bisherige Praxis ändern und Frauen die Priesterweihe erteilen lassen könne. Bekannte Theologen ergriffen Partei und äußerten sich dahin, es gäbe „keinen grundlegenden theologischen Einwand dafür, daß Frauen eventuell Priester werden können“.

Die Kernaussage der Erklärung der Glaubenskongregation, die vom Hl. Vater am 15. Oktober 1976 approbiert wurde, lautet knapp und schlicht: „Die Kirche hält sich aus Treue zum Vorbild ihres Herrn nicht dazu berechtigt, Frauen zur Priesterweihe zuzulassen.“

Es ist freilich nicht das Vorbild des Herrn allein und für sich betrachtet, auf das die Erklärung sich beruft, sondern das Vorbild des Herrn, das von den Aposteln und der gesamten kirchlichen Tradition, einschließlich der Tradition der östlichen Kirchen, bis auf den heutigen Tag ungebrochen und ohne Widerspruch so verstanden und praktiziert wurde und von gewichtigen theologischen Überlegungen erhellt und gestützt wird.

Dieser Sicht der Dinge entsprechend ist die Erklärung gegliedert:

1. Die Tatsache der Tradition. 2. Das Verhalten Christi. 3. Die Handlungsweise der Apostel. 4. Die bleibende Bedeutung der Verhaltensweise Jesu und der Apostel. 5. Das Priesteramt im Lichte des Geheimnisses Christi. 6. Das Priesteramt im Geheimnis der Kirche. Abschnitt 1–4 bieten die Lehre der Kirche und ihre Begründung, Abschnitt 5 und 6 beleuchten diese Lehre aus dem Zusammenhang mit anderen Glaubenswahrheiten (der sogenannten „Analogie des Glaubens“).

Die ersten drei Abschnitte werden jeweils durch kompakte Feststellungen eröffnet: „Niemals ist die katholische Kirche der Auffassung gewesen, daß Frauen die Priester- oder Bischofsweihe gültig empfangen können“ (Die Tatsache der Tradition). „Jesus Christus hat keine Frau unter die Zahl der Zwölf berufen“ (Das Verhalten Christi). Und: „Die apostolische Gemeinde ist dem Verhalten Christi treu geblieben“ (Die Handlungsweise der Apostel).

Die Erklärung nimmt indessen in ihren Darlegungen nicht einfach einen „Roma locuta causa finita“-Standpunkt ein. Sie setzt sich mit den Argumenten der Befürworter der Zulassung von Frauen zum Priesteramt in einer durchaus wohlthuenden Weise auseinander. So in Abschnitt 2 und 3 bei der Erörterung des Verhaltens Christi und der Handlungsweise der Apostel. Hierzu pflegt man neustens ins Feld zu führen, die Tatsache, daß Jesus keine Frauen in den Kreis der Zwölf berufen habe, dürfe nicht als überzeitliche Festlegung, sondern lediglich als zeitgebundene und zeitbedingte Anpassung verstanden werden. Jesus habe sich der zu seiner Zeit bei den Juden herrschenden Mentalität einer Minderbewertung der Frau angeglichen. Ebenso habe die Verhaltensweise der Apostel darin ihren Grund, daß sie, wie es z. B. in dem 1969 erschienenen Buch „Priestertum der Frau?“ von Haye van der Meer heißt, den damaligen „kontingenten Ethos“ übernahmen. Weder im Verhalten Jesu noch in dem der Apostel dürfe man demnach eine unveränderliche Norm sehen. Da sich aber heute Stellung und Bewertung der Frau in der Öffentlichkeit grundlegend geändert haben, brauche die Kirche sich nicht mehr von der gleichen Rücksicht leiten zu lassen. In unserer Zeit also könnten Frauen durchaus die Priesterweihe empfangen.

Demgegenüber weist die Erklärung, und zwar zutreffend, darauf hin, daß die Dinge im Verhalten Jesu und der Apostel ein wenig anders liegen. Gerade in seiner Stellung zu den Frauen paßte Jesus sich keineswegs den damaligen jüdischen Gewohnheiten an. „Sein Verhalten gegenüber den Frauen unterscheidet sich in einzigartiger Weise von dem seiner Umwelt und stellt einen absichtlichen und mutigen Bruch mit ihr dar.“ Tatsächlich braucht man, um sich davon zu überzeugen, nur einmal die entsprechenden Partien in den Evangelien heranzuziehen und auf sich wirken zu lassen (wie es übrigens die Erklärung tut). Und wären die Apostel und die Urkirche überhaupt wirklich von der Rücksicht auf die Ver-

hältnisse ihrer Umwelt bestimmt worden, dann hätten sie eigentlich auch Frauen den Zugang zum Priestertum öffnen müssen. Denn in den Religionen und Kulte der hellenistischen Welt, in die sich die Kirche von Palästina aus zunächst verbreitete, gab es nicht nur männliche Priester, sondern auch weibliche Priesterinnen, die nicht selten hohes Ansehen genossen. Als Beispiel diene das Institut der Vestalinnen in Rom. Wenn aber die frühe Kirche sich den Verhältnissen ihrer Umwelt nicht anglich, obwohl dies vielleicht sogar verlockend war, dann geht man nicht fehl, den Grund für diesen entschiedenen und durchgehaltenen Nonkonformismus darin zu sehen, daß die frühe Kirche sich von ihrem Stifter und Herrn, von Christus her gebunden und festgelegt wußte.

Die theologische Reflexion in den beiden letzten Abschnitten der Erklärung rückt vor allem drei Sachverhalte ins Licht.

Erstens: Der Priester hat den Charakter eines sakramentalen Zeichens; er handelt nicht in eigener Person, sondern an Christi Statt (vgl. 2 Kor 5,20). Dieser Zeichencharakter setzt aber Ähnlichkeit, und zwar (mit Thomas von Aquin) eine natürliche Ähnlichkeit voraus: „Wenn Stellung und Funktion Christi in der Eucharistie sakramental dargestellt werden sollen, liegt diese ‚natürliche Ähnlichkeit‘, die zwischen Christus und seinem Diener bestehen muß, nicht vor, wenn die Stelle Christi dabei nicht von einem Mann vertreten wird; andernfalls würde man in ihm nur schwerlich das Abbild Christi erblicken. Christus war und bleibt nämlich ein Mann.“

Zweitens: Die innerste Wirklichkeit des Neuen Bundes wird in der Hl. Schrift „von den Briefen des heiligen Paulus (vgl. 2 Kor 11,2; Eph 5,22–33) bis zu den Schriften des heiligen Johannes (vgl. vor allem Joh 3,29; Offb 19,7.9)“, aber auch bei den Synoptikern (vgl. Mk 2,19) als Verhältnis der Brautschaft zwischen Christus und seiner Kirche beschrieben. „Durch diese Sprache der Schrift, die ganz von Symbolen durchdrungen ist und den Mann und die Frau in ihrer tiefen Identität erfaßt und zum Ausdruck bringt, wird uns das Geheimnis Gottes und Christi geoffenbart, ein Geheimnis, das in sich unergründlich ist. Dies ist auch der Grund, warum man nicht die Tatsache übersehen kann, daß Christus ein Mann ist . . .“ und „daß in den Funktionen, die den Weihecharakter voraussetzen und wo Christus selbst, der Urheber den Bundes und das Haupt der Kirche, in der Ausübung seiner Heilssendung repräsentiert wird – was im höchsten Maße in der Eucharistie geschieht –, seine Rolle von einem Mann verkörpert wird“.

Drittens: Wie sich die Kirche in ihrem Wesen von anderen menschlichen Gemeinschaften, z. B. vom Staat, unterscheidet, so kann auch die Leitung innerhalb der Kirche nicht analog den verschiedenen Formen der Autorität und Auto-

ritätsausübung im Staat verstanden werden. Damit hängt zusammen, daß der Zugang zum Priestertum nicht aufgrund einer Gleichheit von Rechten gefordert werden kann. Niemand hat in der Kirche ein Recht auf die Priesterweihe, auch kein Mann. Zum Priestertum wird man berufen, wobei zu bedenken ist, daß Berufung mehr ist als persönliche Neigung und persönlicher Wunsch. „Das Priestertum wird nicht zur Ehre oder zum Nutzen dessen übertragen, der es empfängt, sondern zum Dienst für Gott und die Kirche. Es ist die Frucht einer ausdrücklichen und gänzlich unverdienten Berufung.“ Und: „Da das Priestertum ein besonderes Amt ist, von dem die Kirche die Verantwortung und die Verwaltung empfangen hat, ist hier die Bestätigung durch die Kirche unerlässlich. Diese bildet einen wesentlichen Bestandteil der Berufung; denn Christus erwählte die, die er wollte“ (Mk 3, 13).“

In diesen theologischen Überlegungen aus der Glaubensanalogie sieht die Erklärung keine zwingenden Beweise für die Position der Kirche. Desgleichen stellt sie fest, daß auch die von ihr selbst herangezogenen Aussagen der Hl. Schrift aus sich allein „keine unmittelbare Klarheit“ erbringen. Ebenso wenig freilich genügt eine rein historisch betriebene Exegese, „um den letzten Sinn der Sendung Jesu und den der Schrift zu verstehen“. Auf welchem Wege und aus welcher Quelle aber schöpft dann die Kirche die nötige Klarheit der Erkenntnis, um entschieden zu sagen, was dem Willen Christi entspricht? Die Antwort, die die Erklärung hierauf gibt, ist nicht weniger bedeutsam als die Entscheidung, die sie hinsichtlich der Frage der Zulassung der Frauen zum Priesteramt getroffen hat: „Es ist letztlich die Kirche selbst, die durch die Stimme ihres Lehramtes in diesen verschiedenen Bereichen die richtige Unterscheidung zwischen den wandelbaren und den unwandelbaren Elementen gewährleistet.“ Ihre Entscheidungen aber fällt die Kirche nicht willkürlich, sondern „kraft der Verheißung den Herrn und der Gegenwart des Heiligen Geistes“, das heißt: gebunden an den Herrn und seinen Geist und von ihm geleitet. Ihre Haltung in der Frage des Priestertums für die Frau ist darum „allem Anschein entgegen nicht eine Art Archaismus, sondern Treue“. Anders gesagt: Die Frage des Priestertums ist eine Glaubensfrage. Sie kann nur im Licht des Glaubens beantwortet und die Antwort kann nur glaubend als gültig angenommen werden.

Wie es bei der Vorstellung der Erklärung am 27. Januar im Vatikan hieß, hatte man ursprünglich die Absicht, mit der Erklärung eine umfangreiche Darlegung über die Aufgaben der Frau in Kirche und Gesellschaft zu veröffentlichen. Das Nein der Erklärung wäre dann in eine positive Gesamtschau und Gesamtdarstellung über die Rolle der Frau eingebettet gewesen. Die nötigen Vorarbeiten waren indes noch nicht so weit gediehen, und so entschloß man sich, veranlaßt durch die beschleunigte Entwicklung im ökumenischen Raum, zu einer getrennten Veröffentlichung der Erklärung. Die angekündigte Gesamtdarstellung ent-

sprache einem dringenden Bedürfnis. Denn es trifft zu, was die Erklärung in ihrem letzten Satz ausspricht: „Ihre (der christlichen Frauen) Aufgabe ist heute von höchster Bedeutung sowohl für die Erneuerung und Vermenschlichung der Gesellschaft als auch dafür, daß die Gläubigen das wahre Antlitz der Kirche wieder neu entdecken.“

Buchbesprechungen:

REGNUM HAT BEREITS ZWEIMAL ausführlich Notiz genommen von den Vorgängen um Erzbischof Lefèbvre (vgl. 10. Jg., Juli 1975, Blick in die Zeit; 11. Jg., Oktober 1976, Endgültige Trennung?). Da scheint es richtig, hier das nunmehr in deutscher Übersetzung vorliegende Buch des Schweizer Priesters Abbé Jean Anzèvi mit dem Titel: Das Drama von Ecône, vorzustellen.

Das Buch ist ein Zwischenbericht, nichts Abschließendes, wie ja der ganze Vorgang noch im Fluß sich befindet; die zahllosen Druckfehler und textlichen Wiederholungen zeigen die Eile an, mit welcher gearbeitet werden mußte. Dennoch ist man dankbar für den geschichtlichen Überblick, die versuchte Analyse und vor allem für die gesammelten Dokumente, die uns ein gesichertes Urteil ermöglichen.

Liest man den *geschichtlichen Werdegang* des Erzbischofs und seiner Unternehmungen, so drängt sich dem Leser dessen konsequente, wenn auch zunächst verborgen gehaltene Opposition gegen Papst und II. Vatikanum so sehr auf, daß er heute ein Zugeständnis nicht mehr so leicht machen möchte, das Regnum im Juli 1975 der Gefährlichkeit des Weges noch machen zu können glaubte mit den Worten: „gewiß ohne dies von Anfang an zu beabsichtigen und zu bemerken . . .“ (S. 139). Man beobachtet die Taktik, mit der zunächst die wahren Absichten verschleiert werden, um Anhänger zu sammeln. Beispiel dafür sind die „Briefe an Freunde und Wohltäter“, wo es im ersten von Allerheiligen 1971 noch heißt: „Wie sich dieser bescheidene Briefwechsel später entwickeln wird, weiß Gott allein; für den Augenblick wollen wir uns auf einige Mitteilungen beschränken“ (S. 59); und im selben Brief ganz harmlos: „Wir glauben, daß dieser Brief, den ihr sicher erwartet, den geistigen Zusammenhang fördern wird zwischen allen, die durch ihr Gebet, ihre Opfer und ihre Spenden beitragen wollen zu unserem Werk der Priesterausbildung.“ Man glaubt nach dem späteren Gang der Geschichte der anfangs vorgezeigten Arglosigkeit nicht mehr. Und man erschrickt bei dem harten Urteil des Verfassers über die Unverfrorenheit, mit der Erzbischof Lefèbvre kaltblütig Eigenschaften des Papstes ausnützt: „Es besteht kein Zweifel, daß Mgr. Lefèbvre die äußerst große Güte und vorbildliche Nächstenliebe des Papstes Paul VI. genau kennt und damit rechnet“ (S. 71).

Die *Analyse* des Abbé Anzèvi kommt zum Ergebnis: „Die ganze Kritik seitens Mgr. Lefèbvre beruht auf zwei folgenschweren Verwechslungen. Die eine betrifft den Begriff der Tradition, die andere die Verantwortung für die heutige Krise . . .“ (S. 71).

Tradition der Kirche hört für Lefèbvre bei Papst Pius XII. auf, und ursächliche Schuld an der Krise der Kirche heute trägt das II. Vatikanische Konzil. Hinter allem steht ein Kirchenbild, das in mehreren Punkten von dem des Konzils abweicht, nicht zuletzt wo es um das Verhältnis von Kirche und Welt und die durch das Konzil anerkannte relative Eigenständigkeit der irdischen Wirklichkeiten geht. Das führt bei Lefèbvre zu einer Verquickung von kirchlichen und politischen Aspekten in einer Weise, die man ohne genaue Kenntnis nicht mehr für möglich halten möchte. Anzèvi jedenfalls sieht sich veranlaßt, Lefèbvre in einen Zusammenhang zu stellen, der so aussieht: „Offenbar ist eine gewisse französische Rechte mit Angst erfüllt und möchte zurück. Sie reagiert mit Heftigkeit und verabscheut die Hierarchie der Kirche von heute . . . heute will sie ein letztes Gefecht austragen . . .: das Gefecht einer Klassenkirche, die noch träumt von einer geschlossenen Gesellschaft. Mgr. Lefèbvre ist deren Aushängeschild geworden, vielleicht ohne es zu wissen. Jedenfalls erfreut er sich ihrer vorbehaltlosen Unterstützung. Der Leiter von Ecône ist vielleicht in ihren Händen der Zauberlehrling einer Bewegung geworden, die er nicht mehr meistern kann“ (S. 76).

Die 27 *Dokumente* bringen neben 7 Texten von Erzbischof Lefèbvre verschiedenartige andere, darunter zwei Fotokopien handschriftlicher Briefe von Papst Paul VI. an Mgr. Lefèbvre bzw. an Kardinal Villot. – Da ganze Buch schließt ab mit der Wiedergabe von 10 Presseartikeln zum Fall Ecône.

Man wird gerne zu dem Buch greifen, wenn man diesen nachkonziliaren Vorgang in einer verlässlichen Gesamtdarstellung studieren will, aber auch dann, wenn man in einem symptomatischen Kontrast die historischen Weichenstellungen des letzten Konzils als solche schärfer profilieren möchte.

Anzèvi, J., Das Drama von Ecône. Geschichte, Analyse und Dokumente, Sitten 1976: Verlag Valprint.

H. Hug

GEBETSLITERATUR UND LITERATUR über das Beten ist, wie ein Blick auf den Büchermarkt zeigt, seit einiger Zeit wieder stärker gefragt. Eine der begrüßenswertesten Veröffentlichungen der zweiten Art liegt seit 1976 in der deutschen Übersetzung der „Letters to Malcolm, Chiefly on Prayer“ von C. S. Lewis unter dem Titel „Du fragst mich, wie ich bete – Briefe an Malcolm“ vor. Die englische Ausgabe war 1964, ein Jahr nach dem Tod des berühmten Autors, erschienen.

Wer andere Schriften von Lewis kennt – am bekanntesten ist vermutlich, wenigstens im deutschen Sprachraum, seine „Dienstanweisung für einen Unterteufel“ („The Screwtape Letters“) –, weiß, daß er ebenso faszinierend wie tiefloftend zu schreiben versteht. Das gilt auch von diesen Briefen. Was sie und ihren Autor vor allem auszeichnet, das ist zunächst einmal eine tiefe Gläubigkeit, und das bedeutet in diesem Fall: Lewis, dieser Laie der anglikanischen Kirche, Professor für ältere englische Literatur in Oxford und (zuletzt) in Cambridge, ist offenbar sein Leben hindurch ein Praktiker des Betens gewesen. Sodann: Lewis kennt sich in der geistigen Situation der Gegenwart, in Religion, Philosophie, Theologie, Naturwissenschaft, Geschichte, vorzüglich aus. Ferner: Er verfügt über ein äußerst klares Denken; er ist ein Seinsdenker, vor allem zuhause in der Analogie des Seins. Dazu hat er die Gabe der Sprachformulierung: Gedanke und Wort kommen bei ihm vollendet zur Deckung. Schließlich: Lewis ist und bleibt in allem ein Mann der Ehrfurcht, taktvoll und bescheiden.

Diese Qualifikationen befähigen ihn, gerade die schwierigsten Fragen hinsichtlich des Betens, wie z. B. die nach der Möglichkeit und dem Sinn des Bittgebetes, nicht nur aufzugreifen, sondern zu klären. Die Erkenntnisse und Einsichten, die Lewis dabei auf wenigen Seiten etwa über Gott und Gottes Offenbarung, über das Gottesbild der Hl. Schrift, über Gott als Vater, über das Beten Christi, über den Menschen und das menschliche Herz, über die Welt als Schöpfung usw. vermittelt, haben eine Evidenz, die unmittelbar einleuchtet und anspricht, und ersetzen zuweilen die Lektüre ganzer Abhandlungen. Das Schönste, was man wohl von diesen Briefen sagen darf und muß: Sie stiften Freude – nicht bloß weil Lewis köstlichen Humor besitzt, sondern weil sie Wege zur Wahrheit bahnen.

Lewis, C. S., *Du fragst mich, wie ich bete – Briefe an Malcolm, Aus dem Englischen übersetzt von Cornelia Capol, Einsiedeln 1976, Johannes Verlag, 134 S., kt., DM 15,—.*

E. Monnerjahn

DER GEBETSGEIST DER OSTKIRCHE interessiert und inspiriert offensichtlich viele Gläubige der westlichen Kirche. So ist es auffallend, daß im neuen „Gotteslob“ unter den Gebeten zu Jesus Christus an erster Stelle das Jesusgebet der Ostkirche empfohlen wird, das „aber heute auch in weiten Kreisen des Westens bekannt“ sei (S. 28). Pater Emmanuel Jungclaussen, Benediktiner in Niederaltaich, gebührt Dank, daß er nach der Herausgabe der „Aufrichtigen Erzählungen eines russischen Pilgers“ (Herder Freiburg 1974, 6. Auflage 1976) nun auch erneut das Buch eines Mönches der Ostkirche über das Jesusgebet herausgibt. Der Mönch will nicht genannt werden. Das Buch erschien bereits vor 27 Jahren. Die englische Originalausgabe wurde unter dem Titel „On the invocation of the name of Jesus“ bei The Fellowship of St. Alban and St. Sergius/London veröffentlicht. Die deutsche Ausgabe hatte den Titel: „Im Namen Jesu ist Heil“, Innsbruck 1959.

Im Vorwort des Herausgebers wird die Entwicklung des Jesusgebetes skizziert. Im Osten waren es Mönche Ägyptens und des Berges Athos, die im Namen Jesu Ruhe, Schweigen und Herzensgebet übten. Im Westen ragt der hl. Franz von Assisi heraus, der, wie sein Biograph Thomas von Celano schreibt, immer mit Jesus beschäftigt war, immer den Namen Jesu im Herzen getragen hat. Zur Methode des Jesusgebetes weist P. Jungclaussen auf die Bedeutung der Entspannung und Körperhaltung hin, auf das rechte Atmen, ohne diese mehr äußeren Übungen überzubetonen.

Der nicht genannte Mönch der Ostkirche, der, wie P. Jungclaussen zu berichten weiß, seiner Herkunft nach dem Abendland entstammt (S. 11), empfiehlt diese Gebetsform allen Christen, seien es Orthodoxe, Katholiken oder Protestanten. Das Buch ist praxisorientiert, Frucht 25jähriger Meditierens und innerer Erfahrung. Es soll nicht hastig gelesen werden. In 12 Kapiteln (64 Abschnitte) werden die Form, der Weg und die Aspekte des Jesusgebetes in Beziehung zu den Geheimnissen Gottes, der Erlösung, der Kirche und der Verwandlung der Welt dargestellt. Ohne andere Wege des geistlichen Lebens abzuwerten wird gesagt, daß der Weg des Namens Jesu eine persönliche Berufung werden kann, eine ständige Methode, um die herum wir unser ganzes geistliches Leben letztlich aufbauen und gestalten können (S. 27). Der Hl. Geist ist es, der uns diesen Weg lehrt, aber der Anfänger braucht Beratung und behutsame Führung durch einen erfahrenen Führer (S. 31).

Als Form des Jesusgebetes können die Worte gewählt werden: „Herr, Jesus Christus, erbarme Dich meiner“, andere Stoßgebete mit dem Namen Jesus oder einfach „Jesus“. Letzteres schlägt der Verfasser als die älteste, kürzeste, einfachste und leichteste Form vor, um den Namen Jesu anzurufen (S. 19 f). Das Jesusgebet macht unser geistliches Leben einfacher, hat eine vereinigende Kraft für die geteilte Persönlichkeit, erspart aber nicht den Weg des Kampfes gegen die Sünde und ist kein Abkürzungsweg im geistlichen Leben (S. 29). Jedoch wirkt die ständige Anrufung des Namens Jesu wie ein „Filter“, den unsere Gedanken, Worte und Werke passieren müssen, damit sie geläutert werden (S. 30). Beim Sprechen des Namens Jesu soll nicht an den Namen, sondern an Jesus selbst gedacht werden und die Hingabe an ihn erfolgen.

Sehr lebensnah wird im einzelnen dargelegt, wie der Name Jesu den Zugang zu allen Heilmysterien eröffnet ohne sakramentale Wege der Kirche wie im Bußsakrament oder in der Eucharistie oder das liturgische Beten und die Gebetsübungen religiöser Gemeinschaften abzuwerten oder beiseitezuschieben. Das Jesusgebet ist „auch ein Mittel der Verbindung mit der Kirche“ (S. 52). Dadurch unterscheidet es sich von manchen Kreisen der Jesus People Bewegung, die wohl Jesus in der Bibel und im Gebet suchen, aber in Gefahr sind, das sakramentale Leben der Kirche abzuwerten und direkt oder indirekt einen Auszug aus der Kirche mit sich bringen. Zu der ganzen Wirklichkeit erschließt uns der Name einen Zugang, zu Erlösung, Menschwerdung, Verklärung, Kirche, Eucharistie, Heiliger Geist und Gott Vater (S. 70). Für Schönstatt als apostolische Laienbewegung dürfte besonders wichtig sein, was P. Jungclaussen bereits im Vorwort aufzeigt: Die „Wendung nach innen“, wie es das Jesusgebet mit sich bringt, hat durch den dadurch gewonnenen Abstand von der Welt letztlich eine *neue Art der Zuwendung zur Welt* zur Folge (S. 16). „Der Name Jesus hilft uns, die Welt (ohne jede pantheistische Verwirrung) in Christus zu verwandeln“ (S. 45). Denn kein Ding und kein Lebewesen ist von Jesus und seiner Menschwerdung ausgeschlossen und die ganze Schöpfung wird von einer auf Christus ausgerichteten Bewegung vorangetrieben. So sollen wir über jedes Ding, jeden Stein, Baum, über jede Blume, über das Meer oder eine Landschaft oder was auch immer den Namen Jesu aussprechen, um so als Kinder Gottes die sehnsüchtige Erwartung der Schöpfung nach dem Schöpfer zu erfüllen (vgl.

Röm 8,19; S. 46). Besonders gilt das für die Menschen und ihre Verwandlung. „Mit dem Namen Jesus im Herzen und auf den Lippen sollten wir uns allen Menschen nähern – auf der Straße, im Geschäft, im Büro, in der Fabrik, im Bus, beim Anstehen –, besonders aber denen, die uns lästig und unsympathisch sind. Über sie alle sollten wir den Namen Jesus aussprechen, denn das ist ihr wirklicher Name . . . Verehere und diene Christus in ihnen“ (S. 48 f).

Sehr kurz, aber tiefgehend, wird auch die Beziehung des Namens Jesu zu Maria aufgezeigt. Wie oft hat sie den Namen „Jesus“ ihrem Sohn zugerufen! Der Heilige Geist möge in uns den Wunsch wecken, den Namen Jesu wie Maria zu hören uns auszusprechen, damit wir bei der Anrufung des Namens zu ihrer Tiefe der Anbetung, des Gehorsams und der Zärtlichkeit vordringen (S. 54).

Jungclaussen, Emmanuel (Hrsg), Das Jesusgebet. Anleitung zur Anrufung des Namens Jesus von einem Mönch der Ostkirche, Regensburg 1976, Verlag Pustet, 72 S., DM 9,80.

R. Grill

„KATHOLISCHES GLAUBENSBUCH“ nennt Prof. Albert Drexel seinen „Erwachsenen-Katechismus“, den er 1972 herausbrachte. Wenn wir dem 392 Seiten umfassenden Werk jetzt noch eine Besprechung widmen, so deshalb, weil wir es darin mit einer theologisch-wissenschaftlichen Arbeit von hohem Rang zu tun haben – wenngleich sie von manchen übergangen werden mag, da sie sich streng an die Aussagen des zweiten vatikanischen Konzils hält, während sie zugleich einem gesunden, aber begrenzten Ökumenismus geöffnet ist. Drexel behandelt alle wichtigen Themen des katholischen angestammten Glaubens und läßt in heute umstrittenen Fragen oder einfach übergangenen Wahrheiten die Kirchenväter, die Konzilien oder offiziellen Verlautbarungen der Päpste sprechen. Anders als der „Holländische Katechismus“ bringt er auch die Lehre über die Engel und die Unbefleckte Empfängnis Mariens. Über die Gottheit Christi sind die Aussagen des Autors klar und eindeutig, aber auch seine theologischen und biblischen Erklärungen. Die Lehre über die Erbsünde wird nicht verflüchtigt, sondern gut erklärt. Nicht anders ist es mit dem Meßopfer. Das Sakrament der Priesterweihe wird überzeugend verständlich gemacht. Er spricht von Buße, von den Sakramentalien, von Seele, Tod und Unsterblichkeit und von

den vier letzten Dingen. Über Maria handelt Drexel in sechs Kapiteln und weiß die traditionelle Mariologie verständlich und überzeugend vorzutragen.

Während Drexel überall der positiven Darstellung und Begründung des katholischen Glaubens vor allen Kontroversen und Verdunkelungen moderner Autoren den Vorzug gibt, weiß er dennoch bedenkliche oder bedrohliche Verfälschungen zurückzuweisen und als solche zu entlarven. So weist er nach, daß der Evolutionsgedanke eines Teilhard de Chardin mit dem Dogma der Kirche über die Schöpfung nicht haltbar ist und dem Begriff der übergeordneten Offenbarung widerspricht. Drexel bringt Argumente, die einleuchten, wenn er dem Einsikern des Evolutionsgedankens nach Art von Chardin zu wehren sucht. Vor allem läßt er Teilhard de Chardin selbst sagen, was dem christlichen Glaubensverständnis widerspricht. Gleich im Vorwort hören wir vom Autor, was ihn bewegt: „Verschwommenheit und Gleichmacherei, ein falsch verstandener Irenismus und Grundsatzlosigkeit kennzeichnen heute weitgehend das religiös-theologische Schrifttum“. Weiter heißt es: „Das ‚Katholische Glaubensbuch‘ soll Front machen gegen jene falsch verstandene Liebe, die nicht aus dem Glauben stammt, vom Glauben absieht und den transzendenten Gott in einem allgemeinen Humanismus untertauchen läßt“.

Man hat es bei Drexel mit einem Theologen zu tun, in dem selbst noch der „pius credulitatis affectus“ (die fromm-gläubige Grundeinstellung) hineinwirkt in seine wissenschaftlichen Bemühungen, und der darum als „Zeuge des Glaubens“ schreibt, der selber engagiert ist in dem, was er dem heutigen weithin verunsicherten

Gläubigen in der Kirche wieder neu verständlich zu machen sucht. Das Buch ist wohl deshalb von vielen so sehr übergangen worden, weil es ohne Abstriche den katholischen Glauben vorträgt.

Drexels „Katholisches Glaubensbuch“ ist neben dem großen Kommentar des Salzburger Dogmatikers Holböck zum Glaubensbekenntnis Paul VI. „Credimus“ eine ausgezeichnete Zusammenfassung und wissenschaftlich fundierte Darbietung der katholischen Glaubenslehre.

Daß Drexel vor allem dem katholischen Glaubensleben dienen will, sieht man auch daran, daß er gegen Schluß ein Kapitel bringt mit dem Titel: „Weltmission – Sinn und Auftrag“. Dann folgt ein Aufsatz über „Die katholische Kirche und die Ökumene“. Das vorletzte Kapitel heißt: „Der Griff nach den Sternen und die christliche Weltanschauung“. Abschließend fügt Drexel noch einen Anhang an zur christlichen Moral: „Die sittliche Weltordnung. Der Dekalog (Die zehn Gebote) im besonderen das sechste Gebot (Sexualität)“.

Drexel ist kein altmodischer Denker; er ist gut informiert. Aber er läßt die Kirche sprechen und will ihre Lehre vortragen, mit der er sich identifiziert. Daß diese Art auf manche Geister heute altmodisch wirkt, kann auch an ihnen selbst liegen. Hier und dort hätte man sich allerdings gewünscht, daß Drexel seine Position etwas mehr und breiter dem Denken anderer gegenüber begründet hätte.

Albert Drexel, Katholisches Glaubensbuch – Ein Erwachsenen-Katechismus. Stein am Rhein, Christiana-Verlag 1972, 392 S.

B. Schneider